

Leo Spitzers Briefe an Hugo Schuchardt



Leo Spitzers Briefe an Hugo Schuchardt

Herausgegeben und eingeleitet von

Bernhard Hurch

Unter editorischer Mitarbeit von
Niklas Bender und Annemarie Müllner

Walter de Gruyter · Berlin · New York

Die Manuskripterstellung bzw. Drucklegung wurde freundlich unterstützt von:

Steirische Landesregierung – Abteilung Wissenschaft und Forschung
Kulturamt der Stadt Wien

Karl-Franzens-Universität Graz

Prof. Dr. Hugo Schuchardt'sche Malvinenstiftung

⊗ Gedruckt auf säurefreiem Papier,
das die US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

ISBN-13: 978-3-11-018039-8

ISBN-10: 3-11-018039-1

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Copyright 2006 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, 10785 Berlin.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Einbandgestaltung: Christopher Schneider, Berlin

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen

Inhalt

Der Kontext	VII
Schuchardt und Spitzer	XIII
Der alte Schuchardt und der junge Spitzer	XIII
Der politische Spitzer	XXII
Spitzer redivivus	XXIX
Editorische Vorbemerkungen	XLI
Bibliographie	XLVII
Briefe	1
Kommentiertes Personenverzeichnis	405
Verzeichnis der Abbildungen	431

Der Kontext

Eine Korrespondenz von zwei Fachwissenschaftlern mit nahezu hundertjähriger Verspätung herauszugeben, stellt ein gewisses Wagnis dar, verstärkt noch durch den Umstand, daß auch nur die Spitzerschen Briefe an Schuchardt, diese allerdings nahezu vollständig erhalten, umgekehrt aber nur einige Fragmente überliefert sind. Und trotzdem soll die Hoffnung bestehen bleiben, daß diese Briefe auch über das engere Fachpublikum hinaus ein paar interessierte Leser finden. Diese Hoffnung gründet sich auf die beiden Protagonisten: Hugo Schuchardt bleibt zwar fast durchgehend im Hintergrund, es gibt aber kaum einen Brief, in dem sein direkter Einfluß, seine Autorität, sein Wissen, sein Charakter, seine Ironie und sein immenser Horizont nicht zu spüren wären; und Leo Spitzer, der nicht nur sich selbst äußert, sondern der hier auch ein Schuchardt-Bild mit selten anzutreffender stilistischer Finesse vermittelt.

Was haben zwei Romanisten, Sprachwissenschaftler in erster Linie, die in der Zeit des Beginns wesentlich an der akademischen Etablierung eines Fachs mitgewirkt haben, das heute gerade manchen Romanisten in dieser Form obsolet erscheint, noch zu sagen? Der junge Spitzer wendet sich an Schuchardt anläßlich dessen 70. Geburtstags. Es entwickelt sich der Dialog zwischen einem der Grand-seigneurs der Romanistik und einem Newcomer, zwischen einem Großdeutschen und einem Juden, zwischen einem gesetzten alten Herrn und einem jungen unruhigen Sucher, zwischen einem kritischen Neuerer des neunzehnten und einem uneinordenbaren Geist des zwanzigsten Jahrhunderts. Der Briefwechsel nimmt nie das Gespräch zwischen Gleichen an, Spitzer beginnt unterwürfig und der Ton steigt an zu einem ehrerbietig-respektvollen Umgang, denn wohl weiß Spitzer um Schuchardts Charakter.

In anderen Ländern, insbesondere Italien und Frankreich, würde diese Veröffentlichung ein wesentlich geringeres Wagnis darstellen. In Italien wurde Spitzer vielschichtiger rezipiert, von der idealistischen Schule Croces und dessen Gefolgsleuten, aber auch durch die linguistische romanische Philologie, insbesondere dank Renzi. So nimmt es nicht wunder, daß für italienische Philologiestudenten die Diskussion um die Spitzerschen *Stilstudien* und Auerbachs *Mimesis* zum Standardrepertoire literaturwissenschaftlicher Ausbildung gehört und daß eine Zeitschrift wie *Belfagor* allein im vergangenen Jahr immerhin drei Beiträge von bzw. zu Spitzer veröffentlicht hat. In Frankreich war es im besonderen Jean Starobinski, der die Ausgabe der *Études de style* besorgt und mit einem bemerkenswerten Vorwort versehen hat (Spitzer 1970), einer der Übersetzer war immerhin Michel Foucault. Und diese Übersetzertätigkeit, was im einzelnen noch zu be-

weisen sein wird, war mit Sicherheit auch für das Foucaultsche Werk, insbesondere den Foucaultschen Stil und seine Methode nicht folgenlos.¹

Spitzer ist im deutschen Sprachraum insgesamt relativ wenig bekannt, in der Romanistik kaum mehr gelesen, in der Sprachwissenschaft eigentlich nie ‚entdeckt‘. Die Spitzer-Rezeption ist dennoch ein interessantes Kapitel.² In Deutschland waren es nach dem Krieg gerade einige jener Kollegen, die während der NS-Zeit zumindest innerhalb des Systems weitergearbeitet und zum Teil Karriere gemacht hatten, welche versuchten, Spitzer zu re-etablieren (Hugo Friedrich, Fritz Schalk; – vgl. Hausmann 1993). Wie sehr sie in der Lage waren, ihre eigene Rolle anhand der Spitzerschen Reaktionen wirklich zu reflektieren, möge heute gar nicht mehr im Detail geklärt werden. In einer anerkennenswerten Aktion, die allerdings auch auf Betreiben der Britischen Besatzer zurückgeht, hat der Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Köln Leo Spitzer 1946 eingeladen, wieder auf den Lehrstuhl, von dem er 1933 von den Nazis vertrieben wurde, zurückzukehren. In einer heute nicht minder lesenswerten Antwort erklärt Spitzer in knappen und klaren Worten, warum es einem Emigranten unmöglich ist, ein solches Angebot anzunehmen: die Notwendigkeit der Fortsetzung seiner anti-positivistischen Arbeit in den USA, er wolle auch nicht amerikanischer Bürger und Professor auf Zeit sein; die Unterschiedlichkeit der zwischenzeitlich gemachten Erfahrungen, die eigenen Positionen und Fremdeinschätzungen bzw. die daraus resultierende Rolle würden allzu große Hürden bieten.³ Insgesamt begegnet Spitzer nach 1945 deutschen Kollegen und Institutionen mit starker Reserviertheit, die er anderen Ländern, so Italien gegenüber, nicht zu verspüren scheint. Exemplarisch dafür möge der Nachkriegsbriefwechsel zwischen Leo Spitzer und Hugo Friedrich stehen.⁴ Interessanterweise stellt die deutsche Nachkriegsrezeption der Person und des Oeuvres von Leo Spitzer sich nicht die Frage, warum zu anderen Ländern eine wärmeres und intellektuell wesentlich lebendigeres Verhältnis bestanden hat, als zu Deutschland selbst: Sie hat meines Erachtens nicht zu einer Normalität zurückgefunden.⁵

In österreichischen Publikationen zur ‚vertriebenen Intelligenz‘ taucht Spitzers Name kaum einmal auf (Feichtinger 2001), geschweige denn, man würde

¹ Die These über den prägenden Einfluß Spitzers auf Foucault habe ich auch in Hurch (2006) geäußert. Sie würde meines Erachtens eine eingehendere Diskussion verdienen.

² Weiter unten wird wenigstens in Ansätzen versucht, diese nachzuzeichnen.

³ Jung (1989: 83–84) druckt den Antwortbrief Spitzers zur Gänze.

⁴ Friedrich war vor 1933 ein von Spitzer nicht sehr geschätzter Mitarbeiter der Kölner Instituts, übernahm nach dessen Vertreibung die Leitung des Instituts und stieg über die Nazizeit und besonders danach zu einem der führenden deutschen romanistischen Literaturwissenschaftler auf. Ein wirkliches Verständnis für Spitzers Position nach 1945 scheint Friedrich aber dennoch zu fehlen.

⁵ Eine neuere sehr tendenziöse längere Arbeit von Gumbrecht (2001) geht an Fragen dieser Art vorbei und erfordert eine eigene Auseinandersetzung, die ich an anderem Ort geliefert habe. (Hurch 2006). Hier soll auf sie daher nicht weiter eingegangen werden.

sich näher mit ihm beschäftigen.⁶ Auch in der hierzulande in verschiedenen institutionellen Kontexten stark beanspruchten Diskursanalyse wird Spitzer nicht wahrgenommen, wogegen er von Starobinski (1970)⁷ gerade als deren eigentlicher Begründer eingeführt wird.

Es ist schwierig zu sagen, welche der beiden Figuren uns heute näher steht. Schuchardt gehört einer anderen Epoche an, dennoch ist er es, dessen wissenschaftliche Methodologie uns immer noch eher entspricht, vielleicht auch, weil sie greifbarer ist, eher den Vorgaben der wissenschaftlichen Literatur Genüge tut, weil sie in der Sprachwissenschaft stärker dem entspricht, was sich etabliert hat, und nicht zuletzt durch Schuchardt selbst, weil eben unter anderen er es war, der unser heutiges sprachwissenschaftliches Denken mitgeprägt hat. Schuchardt war, obwohl ebenfalls oft ein Querkopf seiner Zeit, in mancher Hinsicht der Unwiderprochenere, der Autor vieler Klassiker und Urheber heute etablierter Forschungsrichtungen, und er gilt heute vielen Kollegen mit Sicherheit als von den beiden der ‚solidere‘ Forscher. Retrospektiv ist das Bild Schuchardts für die Entwicklung der Sprachwissenschaft heute nötigenfalls in Details variierbar, nicht mehr aber verrückbar.

Spitzer umspannt ein wissenschaftliches Jahrhundert, grob gesagt von den Junggrammatikern bis Pasolini, also zwei Bezugspunkten, die ferner voneinander in einem Menschenleben kaum sein können und doch bei ihm in einer spezifischen Form ihre Vermittlung erfahren. Er beginnt seine Ausbildung bei einem der letzten großen Junggrammatiker Wilhelm Meyer-Lübke in Wien, verbringt nach dem Studium noch ein (enttäuschendes) halbes Jahr bei Karl Brugmann in Leipzig und sucht in der Folge seinen eigenen Weg. Dabei spielt die Begegnung mit dem schon alten Schuchardt eine bestimmende Rolle. Da das meiste, was über Spitzer geschrieben wurde, aus der Feder von Literaturwissenschaftlern stammt, galt die Nähe zu den Idealisten vom Typ Benedetto Croce und Karl Vossler immer als die bestimmendere. Doch ohne eine qualitative oder quantitative Wertung vornehmen zu wollen, erfährt hier die in der Regel vernachlässigte frühere Phase in Spitzers Leben eine Neubewertung.

Die Verdienste Spitzers sind weniger leicht, oder besser: weniger einfach aufzulisten. Sie bestehen gerade aus methodologisch häufig prekären Arbeiten, wo der Autor sich auf dünnem Eis bewegt hat. Maas (2003) bezeichnet Spitzers Stil

⁶ Die österreichische romanistische Fachgeschichtsschreibung, und es gibt nur einige wenige Arbeiten aus dem Wiener Institut, bewegt sich – wie lange Zeit das öffentliche und offizielle Bewußtsein – wohl immer noch im Rahmen des Opfermythos: So wie man Österreich insgesamt gerne als Opfer des Anschlusses betrachtet hat, ist auch die romanistische Fachgeschichte eine Geschichte von Opfern, allen voran eignet sich dazu zynischerweise vortrefflich Elise Richter. Eine Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus im eigenen Fach kann sich aber keinesfalls auf die Beschäftigung mit den Opfern beschränken, auch die Kontinuität des Fachs in der Nazizeit muß für ein tatsächliches Verständnis zum Gegenstand werden.

⁷ Vgl. vor allem auch Maas (1988).

mit dem sehr treffenden weil nicht unzweideutigen Epithet ‚rhapsodisch‘. Von der *Modern Language Association* wurde (Baer & Shenholm 1991) eine Gesamtbibliographie Spitzers in Auftrag gegeben, die zwar mehr als 1000 Einträge umfaßt, aber dennoch systematische Lücken aufweist. Auch wenn man sich diese durchsieht, bekommt man letztlich noch keinen Eindruck davon, wo Spitzers eigentliche Verdienste liegen: Er hat zeitlebens gewußt, sich auf neues Terrain vorzuwagen, er hatte wohl nie Angst vor eigenen Thesen, vor dem eigenen Denken und gelegentlich war ihm die Bedeutung von Arbeiten für die Entwicklung der Wissenschaft im Moment der Entstehung selbst nicht bewußt, gelegentlich – andererseits – dürfte ihn sein ausgeprägter Individualismus insofern behindert haben, daß er Entwicklungen nicht richtig eingeschätzt, vielleicht auch zu schnell und ungenau reflektiert hat. Aber wie so oft genügen einzelne Arbeiten, um *post festum* die Besonderheit seines Denkens schätzen zu können. Und es gibt eine Verbindungslinie von den frühen sprach- und ideologiekritischen Arbeiten, von zum Beispiel den „*Umschreibungen des Begriffs ‚Hunger‘ Italienischen*“ zur magistralen Analyse der Sunkist-Reklame in „*American Advertising explained as Popular Art*“ (Spitzer 1949b), zu seinen späteren sprachtypologischen Überlegungen, aber auch zu seinen literarischen Studien. Die Unterschiedlichkeit Spitzerschen Denkens wurde allzu oft hervorgehoben, seine Themen laden dazu nicht nur ein, sie fordern dazu geradezu auf. Es wurden ihm Sprunghaftigkeit und Inkonsistenz unterstellt. Aber meines Erachtens ist es gerade die Kontinuität, die in Spitzers Werk beeindruckt, und vielleicht liefert der Briefwechsel dafür auch einige Anhaltspunkte.

Die hier veröffentlichten Briefe geben nur einen Ausschnitt aus Spitzers Leben: von 1912 bis zu Schuchardts Tod 1927. Wie bedeutend Schuchardt in dieser Zeit für Spitzer war, zeigt sich darin, daß letzterer gerade in diesen eineinhalb Dekaden die solide klassische und romanistische Basis um das erweiterte, was rückblickend die Spitzersche Spezifik ausmacht. Zum Teil geht dies auf Schuchardt zurück, zum Teil aber kann man aufgrund dieser Briefe hier nachvollziehen, wie Spitzer sein Denken verändert, seine Linguistik – den Umständen entsprechend – entwickelt. Sie skizzieren ein Bild über Wissenschaft, über Menschen in ihrem Getriebe und in der politischen Situation der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, mit allen Licht- und Schattenseiten, ein Bild über Universitäten, deren akademisches Selbstverständnis, Alltagspolitik und Antisemitismus. Die Spitzersche Eloquenz und sein ausgeprägter Sinn für Stil als praktisches Mittel des Schreibens gleiten nicht in Tratsch ab; er wußte, daß Schuchardt dafür nicht empfänglich war. Ein assimilierte Jude erklärt einem großdeutsch Denkenden, und manchmal vielleicht auch sich selbst, sein eigenes Judentum.

Obwohl beide Briefpartner sich als romanische Sprachwissenschaftler präsentieren, dominiert eine für Laien unverständliche Fachspezifik nur in wenigen Briefen, und so bleibt auch für ein breiteres Publikum Lesbarkeit erhalten. Eigene Erwähnung verdienen auch Spitzers besondere literarische Fähigkeiten, die sich in manchen der vorliegenden Schriftstücke mit spielerischer Leichtigkeit äußern,

auch das vielleicht ein Ausdruck seines oft geschmähten Theatrantentums. Die Dominanz abendländischer Kultur, alter und neuer Literatur und das häufig ironische Aus-dem-Ärmel-Schütteln gelehrter oder einfach gebildeter Anspielungen und Zitate verleitet den Leser mehr als einmal zum Schmunzeln. Darin äußert sich ein verspielter, ja manchmal würde man sagen schelmischer Spitzer, der sich des lückenlosen Verstehens und zumeist auch Verständnisses durch Schuchardt sicher sein konnte.

Diese Briefedition reiht sich ein in die Aufarbeitung des Schuchardtschen Nachlasses. Das *Hugo Schuchardt Archiv*, erreichbar unter <http://schuchardt.uni-graz.at/> ist eine frei zugängliche und kostenlos benutzbare Plattform, auf der in einem ersten Schritt das Schuchardtsche Gesamtwerk wiederveröffentlicht wurde. Als nächstes wird es darum gehen, jene Teile des handschriftlichen Nachlasses herauszugeben, die unter wissenschaftshistorischen Gesichtspunkten interessant bzw. für die heutige Diskussion relevant sein können. Dazu zählt unter anderem der vorliegende Briefwechsel.

Diese Veröffentlichung möge auch als Einladung, ja als Aufforderung an die *community* verstanden werden, sich am Aufbau des *Hugo Schuchardt Archivs* zu beteiligen, durch kritische Diskussion, durch Übertragung von Publikationsrechten für Wieder- oder Neuveröffentlichungen, durch Kooperation bei der Bearbeitung oder eigenständige Bearbeitung von Manuskripten und Briefmaterial zur Webpublikation. Insofern versteht sich das *Archiv* als Plattform, die exemplarisch für ähnliche Unterfangen wirken und vielleicht eines Tages über den Zusammenschluß mit analogen Unternehmungen ein fachhistorisches Netzwerk entstehen lassen kann.

Schuchardt und Spitzer

Der alte Schuchardt und der junge Spitzer

Manchmal ist es nicht notwendig, eine Synthese zwischen Gegensätzen zu entwickeln, sie generiert sich selbst. Insofern passen kaum zwei Forscher der Philologie besser zueinander als Hugo Schuchardt und Leo Spitzer – eben nicht *trotz*, sondern *in* ihrer ganzen Gegensätzlichkeit.

Schuchardt, der eigenwillige Doyen der romanischen Sprachwissenschaft, sitzt in jenen Jahren in seiner Villa Malwine in Graz und scheint sich nach der von ihm angestrebten frühzeitigen Pensionierung im Jahre 1900 immer mehr aus dem institutionell akademischen Leben zurückzuziehen, nicht aber aus der (Un-?) Beweglichkeit seines Denkens und seiner Wissenschaft und auch nicht aus der Weit- und Weltläufigkeit seiner epistolarischen Kontakte. Über kaum einen Sprachwissenschaftler gibt es so viele anekdotenreiche Gerüchte wie über ihn.⁸ Schuchardt führte nahezu über Jahrzehnte einige wenige Briefwechsel, die eine Art Eigenleben angenommen zu haben scheinen, für ihn, wie für seine Briefpartner. Sie scheinen heute manchmal wie der letzte Strohalm, wie der letzte Kontakt, den er unterhielt, wie die letzten jungen Kollegen, die er noch mit ungewöhnlicher Ausdauer um sich duldete und mit denen er das Gespräch buchstäblich bis zu seinem Tod führte: Julio de Urquijo, Georges Lacombe, Jakob Jud und Leo Spitzer.⁹

⁸ Die mit Abstand ausführlichste und beste biographische Arbeit zu Schuchardt stammt von Elise Richter (1928). Obwohl – ebenso wie Spitzer – nicht Schülerin von Schuchardt sondern von Meyer-Lübke, war sie ihm sehr respektvoll-freundschaftlich verbunden. Diese Biographie ist die bestrecherchierte, und letztlich profitieren von ihr alle folgenden Veröffentlichungen zu Schuchardt. Vgl. dazu auch das *Hugo Schuchardt Archiv* unter <http://schuchardt.uni-graz.at/>, wo neben Schuchardts Veröffentlichungen auch sämtliche Würdigungen seiner Person und Nachrufe kostenfrei abrufbar sind, so auch die genannte Arbeit von Richter. Viele der sehr persönlichen Überlieferungen zu Schuchardt gehen auf einen seiner wenigen direkten Schüler zurück, auf Richard Riegler, und zwar auf dessen Erzählungen, dessen Würdigungen und dessen Nachrufe auf Schuchardt; auch war er Auskunftsperson für Richter.

⁹ Ich nenne aus den fast 13.000 Briefen an Schuchardt, die in der Universitätsbibliothek Graz inventarisiert sind (vgl. Wolf 1993) hier lediglich jene Briefpartner, mit denen wirkliche epistolarische Beziehungen über mehr als ein Jahrzehnt bestanden haben. Diese Korrespondenzen sind zum Teil veröffentlicht:

- Jene mit Jakob Jud wurde von Heinimann (1972 und 1992) herausgegeben;

Das Leben Schuchardts umspannt den Zeitraum von der Entstehung der wissenschaftlich-akademischen Philologien bis zur Entstehung der neueren Linguistik im engeren Sinn, und er hat sich in dieser ganzen Entwicklung entscheidend zu Wort gemeldet und diese nicht unmaßgeblich mitbestimmt. Es würde den Rahmen des hier Gesteckten weit sprengen, wollte man Schuchardts Meriten für den Gang der Wissenschaft der Sprachen exhaustiv darstellen. In der Grundlegung der romanischen Philologie liefert er Klassiker, die bis heute, mehr als 100 Jahre nach ihrer Entstehung, zu Marksteinen des Fachs gehören: In der sogenannten Leipziger Probevorlesung von 1872 (Schuchardt 1900) zum Beispiel entwickelt er die These des kontinuierlich graduellen Überganges zwischen benachbarten Dialekten und daraus im wörtlichen Sinne eine Wellentheorie, die in verschiedenen Humanwissenschaften die ältere Stammbaumtheorie abgelöst hat und bis heute zum Standard gehört. Die romanische Dialektologie hat es von damals bis heute verstanden, in der Avantgarde der sprachwissenschaftlichen Diskussion mitzuwirken. Schuchardt war auch einer der schärfsten Beobachter und Kritiker sprachwissenschaftlicher Theoriebildung und als solcher Opponent der damals dominierenden Schule der Junggrammatiker (Schuchardt 1885), die – immerhin mit großem fachinternen Erfolg und einiger Radiationskraft in der geisteswissenschaftlichen Wissenschaftstheorie allgemein – den Versuch formuliert haben, Prinzipien naturwissenschaftlicher Gesetzmäßigkeiten in die Beschreibung von Sprachentwicklung einzuführen.¹⁰

Pionierarbeit leistete Schuchardt auch zum Feld von Sprachmischung und Mischsprachen, die Begründung der Kreolistik scheint darin nur ein logischer Teil zu sein, jedenfalls einer, der fachgeschichtlich einige Bedeutung hatte und hat. Auch hier handelt es sich um Forschungsfelder, zu deren Entstehung Schuchardt Wesentliches geleistet hat, wo seine Arbeiten bis heute als Klassiker gelten, und die bis heute Teil der aktuellen sprachwissenschaftlichen Forschung und Diskussion sind. Schuchardt hat es in hervorragender Weise verstanden, diese Bereiche miteinander zu verbinden.¹¹ Man denke an seine Baskischen Studien, die sowohl im engeren Sinn linguistische Beschreibungen sind, etwa des berüchtigt komplizierten Verbalsystems, aber auch Arbeiten zum Sprachkontakt. Und in Fortset-

-
- Brettschneider (1985) hat den Briefwechsel mit Georges Lacombe bearbeitet; inwieweit er an einer Edition gearbeitet hat, ist leider nicht bekannt, jedenfalls hat er sich die Briefe aus der UB Graz besorgt und den og. Artikel mit einer inhaltlichen Darstellung veröffentlicht;
 - der vollständige Briefwechsel zwischen Schuchardt und Urquijo wurde in Hurch – Kerejeta (1997) veröffentlicht.

Das *Hugo Schuchardt Archiv* plant, neben der bereits kostenfrei abrufbaren Neuauflage des Gesamtwerks von Schuchardt, auch seinen Nachlaß weitestmöglich zugänglich zu machen; am Anfang soll eine Auswahl wissenschaftlich interessanter Korrespondenzen stehen.

¹⁰ Diese Diskussion ist bis heute mit Sicherheit nicht abgeschlossen, wenngleich sie als prinzipielle Fragestellung in Arbeiten der Generativistik nicht gestellt, sondern vielmehr einer Dogmatik untergeordnet wird.

¹¹ Davon zeugen auch die beiden Bände Gilbert (1980) und Markey (1979), die jeweils Schuchardtsche Schriften zu Kreolsprachen in englischer Übersetzung veröffentlichen.

zung Humboldtscher Tradition unterschied er zwischen historischer und elementarer Sprachverwandtschaft, und damit bekommen die Termini Sprachvergleichung, Sprachmischung und Mischsprachen die einerseits auseinanderstrebende, aber auch die verbindende Bedeutung: Nur aus dem Sprachvergleich, aus der Systematik der Unterschiede lassen sich typologische Zusammenhänge erkennen. So macht es Sinn, das Baskische mit Sprachen wie dem Berberischen oder dem Georgischen, um nur zwei Beispiele zu nennen, zu vergleichen, um eventuelle genealogische Verbindungen herstellen zu können, aber gleichzeitig bieten diese beiden die Grundlage für das typologische Studium des *Passivischen Charakters* des Verbs. Die zahlreichen Arbeiten zum baskisch-romanischen Sprachvergleich belegen, daß Sprachverwandtschaft eine nicht nur genealogische Frage ist. Wie wenig die Romanistik Schuchardt hier gefolgt ist, zeigt auch gegenwärtig noch die stark völkische Dominanz in den Studienplänen und Studierstuben. Trotz mancher anderslautender Lippenbekenntnisse, herrscht im deutschen Sprachraum bis heute nicht das Boden-, sondern das Blutprinzip in der Definition des Romanischen. Schuchardt war da in seinem eigenen wissenschaftlichen Alltag einen Schritt weiter als die Akademia das vertragen konnte und zum Teil leider heute noch immer nicht kann.

Wenn Spitzer Schuchardt, nicht ohne ihm zu schmeicheln, im Vorwort des *Breviers* folgendermaßen charakterisiert, so liest er selbst darin mit Sicherheit ein politisches Statement:

... aus seinen Theorien vom Ewig-Gemischten unserer Rassen, Kulturen, Sprachen folgt seine Gerechtigkeit und Toleranz den Sprachen gegenüber. Schuchardt ist ein Völkerversöhner, vielleicht nicht ein Pazifist, aber ein Pacifex – er, der Wissenschaft in die Politik tragen will, die verbindende Aufgabe der Wissenschaft erkennt und im Kriege der Romania aus seinem Herzen wehmutsvolle Grüße sendet, ohne ein urtümlich kräftiges Deutschtum zu verleugnen – er ist wohl der berufenste Mittler im wirren Ringen der Völker.

Aber es war gerade eine Fähigkeit Schuchardts, Gegensätze zuzuspitzen und sie aufzuheben. Dieses meisterliche Können zeigt sich schon in seiner Dissertation zum Vulgärlatein, und dann in der Reife darin, daß er es, nach heutigen Kriterien geschafft hat, zu vermitteln zwischen Soziolinguistik und Systemlinguistik, zwischen Pragmatik und Grammatik, zwischen Individuum und Sprachgemeinschaft, zwischen Besonderem und Allgemeinem, zwischen Gemeinsamkeit und Unterschied; oder, um ein Schuchardtsches Wort zu gebrauchen, im „Studium des Horizonts mit dem Mikroskop“.

Ein baskisches Wort *pago* „Buche“ < lat. *fagus* (gegenüber etwa einem lautgesetzlichen span. *baya*) macht zwar das Baskische nicht zu einer romanischen Sprache, auch hundert oder tausend Wörter dieser Art nicht, aber es illustriert die Absurdität der Rahmenbildung in der akademischen Romanistik, solcherart Beispiele aus ihrem engeren Gegenstandsbereich aus völkischen Gründen auszu-

klammern. Es ist mehr als ein Bonmot von Schuchardt, der romanischen Sprachwissenschaft ihre Sinnhaftigkeit abzusprechen, weil generell die Fragestellungen schließlich sprachwissenschaftliche sind, nicht romanistische.

Den Zusammenhang zwischen Sprach- und Kulturwissenschaft exemplifizierte Schuchardt in zahlreichen Etymologien, woraus sich ein Forschungsprogramm entwickelte. Er selbst führte es unter dem Titel *Sachen und Wörter*. Besonders in der Schweizer Romanistik hatte er, wie auch das *Brevier* zeigen sollte, eine starke Schar an, um in seiner linguistischen Terminologie zu bleiben, *elementar-verwandten* Gefolgsleuten. Der überzeugendste Ausdruck davon wird der *Sach- und Sprachatlas Italiens und der Südschweiz*, ein italienischer Dialektatlas, der gerade im Gegensatz zum junggrammatischen Paradigma – etwa im Sinne von Meyer-Lübkes *Romanisch etymologischem Wörterbuch* – sich stark an Schuchardtsche Methodologie anlehnt.

Schuchardt ist es immerhin gelungen, auch noch in modernen Textbüchern zu unterschiedlichen Bereichen der Sprachwissenschaft präsent zu sein, und zwar bis heute nicht nur als Vorläufer zitiert zu werden, sondern als jemand, der bis hin zur aktuellen Theoriebildung Wesentliches beizutragen gewußt hat. Das geht unter anderem auf einen Umstand zurück, der auch in den hier vorliegenden Briefen evident wird: Seine Arbeit hat zur Etablierung der modernen Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts beigetragen. Er erscheint als eine historische Gestalt¹² und sein Stil wirkt heute oft blumig und literarisch, wenngleich nie oberflächlich geschwätzig, aber viele seiner Schriften, man denke etwa an die im Alter von 75 Jahren entstandene Rezension von Saussures *Cours de linguistique générale*, illustrieren im Detail, wie weit Schuchardt mit seiner Arbeit einer der Wegbereiter dessen war, was auf dem 1. Linguistenkongreß 1928 in Den Haag von Neuerern zur Eskalation gebracht wurde. Schuchardt konnte diese Differenzen zwar nicht mehr miterleben, aber sein Gegenstandsverständnis der Sprachwissenschaft, einer der Kristallisationspunkte der Auseinandersetzung, entsprach eindeutig dem der neuen Linguistik.¹³

Der Briefwechsel zwischen Schuchardt und Spitzer setzt im Jahre 1912 ein. Anlaß war Schuchardts 70. Geburtstag und alles was sich hier auf den nächsten 400 Seiten entwickelt, ist Teil einer Konversation mit einem 70 bis 85-Jährigen.

Die persönlichen Begegnungen zwischen Schuchardt und Spitzer waren offenbar wenige: Im ersten Brief erwähnt Spitzer einen zuvor stattgefundenen Besuch in Graz, in späteren Briefen sind persönliche Treffen nur noch am Rande ein Thema; ob noch welche stattgefunden haben, resultiert daraus nicht. Und natürlich stellt sich die Frage, was die beiden verbindet. Schuchardt hatte im persönlichen Umgang wohl seine Eigenarten und die Distanzbeziehung zu einem

¹² Zur Erscheinung cf. auch die recht unterschiedlichen Bilder im *Hugo Schuchardt Archiv*.

¹³ Dazu kommt der gut verständliche und an sich erfreuliche Umstand, daß die historische Sprachwissenschaft, insbesondere natürlich die Diachronie, gelegentlich traditionsbewußter wirkt; nicht jede theoretische Neuerung der Sprachwissenschaft der vergangenen 80 Jahre war in der Lage, sich auch als historische Theorie zu behaupten.

sprühenden jüngeren Kollegen war für ihn sicher eine erfreuliche Möglichkeit der Mitteilung. Wenngleich Spitzer zum Zeitpunkt der Kontaktaufnahme noch relativ jung war und noch auf einer tieferen Sprosse der akademischen Leiter stand, so war doch aufgrund der wenigen Publikationen klar, daß es sich um jemanden handelt, der mit ungewöhnlichem Geist sich in Zentral- wie Randthemen der romanischen Philologie gleichermaßen zuhause wußte. Spitzer steigt schnell in Schuchardtsches Denken ein, und die gemeinsam in den Briefen besprochenen Etymologien zeigen den verwandten Geist: Einiges an Schuchardtschen Antworten kann man sich aus seinen Publikationen zusammenreimen. Spitzers Interesse an Schuchardt kann nicht nur das des Opportunisten gewesen sein, der sich Vorteile oder Protektion erhoffte: Er wußte natürlich um Schuchardts viel zu polemischen und eigenbrötlerischen, aber auch kompromißlosen Charakter und Ruf, und auch daß letzterer die Teilnahme an den österreichischen und deutschen akademisch relevanten Kreisen viel zu sehr verweigerte, als daß er ihm je bei Bewerbungen ernsthaft hätte behilflich sein können.

Spitzer fühlte sich durch den Kontext der Wiener Schule der Romanistik, die damals, angeleitet von Wilhelm Meyer-Lübke, wahrscheinlich weit über die engen Grenzen des Instituts für Romanistik hinaus Einfluß in der Wiener Fakultät hatte, nicht ausreichend gefordert. Meyer-Lübke setzte mit einer gewissen Meisterschaft die positivistisch-junggrammatische Tradition ohne Seitenblicke fort. Allein die Tatsache, daß Spitzer sich in Schuchardt an einen der erklärtesten Gegner seines eigenen Lehrers wendet, mit diesem eine epistolarische Freundschaft eröffnet und sich in seiner Publikationstätigkeit diesem zuwendet, zeigt zumindest seine Entschlossenheit, andere Wege als die vorgezeichneten zu gehen. Und Spitzer folgt Meyer Lübke noch als außerordentlicher Professor nach Bonn, aber dennoch dürfte die institutionelle Unterstützung durch seinen Lehrer auf der Suche nach, oder besser im Kampf um eine Professur nicht ausreichend gewesen sein.¹⁴

In diesen letzten eineinhalb Lebensjahrzehnten bringt Schuchardt sich stärker in die Baskologie ein als in die traditionelle Romanistik. Die Gründe sind meines Erachtens einfach: Er empfindet den intellektuellen Diskurs und die Herausforderung durch die Baskologie als seinen Interessen wesentlich näher, und dies bietet sich in einer Zeit an, in der Schuchardt ideologische Grabenkämpfe mit Kollegen aus den romanischen Ländern rund um den Ersten Weltkrieg ausficht.

Seit seinem Aufenthalt in Sara (Labourd) in den späten 80er Jahren des davorliegenden Jahrhunderts, hat sich Schuchardt intensiv mit dem Baskischen beschäftigt und wohl nicht nur eine ansehnliche Beherrschung dieser Sprache erreicht, sondern auch ausreichend Material sich beschafft, um noch Jahrzehnte daran zu arbeiten. Das Studium des Baskischen war innerhalb Schuchardts Werk eine logische Konsequenz aus seinem Konzept von (romanischer) Sprachwissenschaft: am Beginn standen seine Arbeiten zu den Lehnbeziehungen, den Sprachmischungen, den Verwandtschaftsbeziehungen des Baskischen und insbesondere

¹⁴ Dies zumindest bemängeln Schuchardt und Vossler in ihrem Briefwechsel.

die Frage nach dem Verhältnis des Baskischen zum Iberischen. In den Jahren des Briefwechsels waren bereits die allgemeinen grammatikographischen Arbeiten stärker in den Vordergrund getreten: die Abhandlung zum baskischen Verb, die Dialektbeschreibung zu Sara, die allgemein typologischen Studien, die Einführung unter dem Titel *Primitiae Linguae Vasconum*.¹⁵ Insgesamt zählt Lacombe (1927) in seinem Nachruf auf Schuchardt 107 Publikationen zum Baskischen, also ein wahrlich eigenständiges Oeuvre. Die klassische Romanistik tritt für Schuchardt mehr und mehr in den Hintergrund, in den Kriegsjahren und danach sowieso, an ihrer Statt entstehen vermehrt ideologiekritische Schriften.

Spitzer beschreitet in diesen Jahren des Briefwechsels verschiedene neue Wege, die er in den Briefen Schuchardt auch immer wieder andeutet. Und hier liegt ein Punkt der Konvergenz. Mit Sicherheit steht für Spitzer bei Schuchardt die Position dessen im Vordergrund, der den Nachweis der Beherrschung der Kernromanistik erbracht und deshalb die Freiheit hat, die Peripherie ins Zentrum zu stellen, aber auch gleichzeitig sich die Freiheit nimmt den verschrobenen thüringisch-grazerischen Querdenker zu mimen. Auch Spitzer behauptet sich im traditionellen Fach, bewegt sich aber immer wieder in Bereichen, die uns zwar heute selbstverständlich scheinen, das aber unter anderem aufgrund des Umstands, daß gerade jemand wie er selbst an ihrer Etablierung wesentlich mitgearbeitet hat.

Spitzer versucht sich an breiter Front zu profilieren: als Wissenschaftler und als Intellektueller. Ein Vorwurf, mit dem Spitzer sich häufig konfrontiert sieht, ist der der Heterogenität seines Werks. Man erkennt darin nicht eine Vielschichtigkeit, oder fachliche Breite im positiven Sinn, sondern bezichtigt ihn der Oberflächlichkeit.¹⁶ Aber unschwer läßt sich, vielleicht nicht ein roter Faden, aber vielmehr ein System in seinem Denken ausmachen, das zeigt, daß sein Werk über die Zeit und über die inhaltliche Vielfalt durch ein hohes Maß an Kohärenz ausgezeichnet ist. Und auch hier trägt der vorliegende Briefwechsel zu einem besseren Verständnis bei: Er läßt eine verbindende Linie von der Ideologiekritik während des Ersten Weltkriegs zum Beispiel zur Analyse der Sunkist-Reklame in

¹⁵ Neben der Bedeutung des Baskischen für Schuchardt damit auch für die romanische Philologie wurde baskischerseits umgekehrt auch immer wieder die besondere Bedeutung Schuchardts für die baskische Philologie festgehalten. Luis Michelena, einer der herausragenden Baskologen des 20. Jahrhunderts, nennt – trotz punktueller Kritik z.B. an der etymologischen Arbeit – seinen unmittelbaren Bezug zu Schuchardts Denken.

¹⁶ Yakov Malkiel gilt dabei immer wieder als Bezugspunkt. Dieser hat nach dem Tod Spitzers einen Nachruf verfaßt (1961), in dem er unverblümt ausgesprochen hat, was viele der Gegner Spitzers gedacht, aber nicht gesagt haben. Daß Malkiels Position auch stark personalisiert und durch eine Rezension und ein vermeintlich negatives Gutachten Spitzers über Malkiel beeinflusst war, ist nur ein Detail am Rande. Aber schon viel früher gibt es abschätzige Bemerkungen, so von Spitzers Schüler Auerbach, oder auch von dem von vielen Fachkollegen wenig geschätzten Klemperer; Gumbrecht (2001) sammelt derartige Zeugnisse genüßlich. Da universitäres Klima sehr typisch von Neid und Mißgunst beherrscht wird, sind viele dieser Aussagen zu relativieren.

den späten 40er Jahren stärker hervortreten.¹⁷ Spitzer muß sich aber der zentri-fugalen Tendenz, der Dispersivität seiner eigenen Gedanken schon bewußt gewesen sein, wie anders sonst hätte er versuchen sollen, Querverbindungen herzustellen, wie die Argumentation, die er aus der Sprachtypologie gegen die Ansichten Chamberlains (s.u.) ableitet. Aber gerade auch Gedankenexperimente dieser Art, die wir heute vielleicht manchmal mit einem Schmunzeln quittieren, gehören zum stimmigen Bild.

Zwei Aspekte bedürfen hier allerdings noch der Erwähnung: Ich bin der Meinung, daß zum einen Spitzer in mancher Hinsicht einen traditionelleren Blick auf Sprache hat als Schuchardt, und daß er zum anderen sich vielleicht gelegentlich der erneuernden Kraft dessen, was er gedacht und geschrieben hat, in dem Moment des Entstehens nicht bewußt ist, vielleicht auch nicht bewußt sein kann, weil die wirkliche Bedeutung erst in weiterer Entwicklung zutage getreten ist. Spitzer war weitblickend genug, eines der linguistischen ‚Großevents‘ der 20er Jahre, nämlich den bereits erwähnten Linguistenkongreß 1928 in Den Haag zu besuchen und diesen auch für die nicht-dabeigewesene Wissenschaft zu dokumentieren und kritisch zu beleuchten (Spitzer 1928). Die *matérialité*, die Spitzers Denken nach Starobinski (1970) auszeichnet, nimmt hier noch insofern über-hand, als er sich explizit auf die Seite der Philologen stellt, wobei es meines Er-achtens hier noch weniger als in der späteren Auseinandersetzung mit Bloomfield (Spitzer 1944) um Mentalismus versus Mechanismus geht, worauf Spitzer zu re-duzieren versucht, sondern mehr um die Frage des Gegenstandsbereiches von Sprachwissenschaft, also von *Text* (im weitesten pre-Saussureschen Sinn) gegen-über Systemen (mentaler?) Organisation.¹⁸

Wie aus der heutigen Distanz betrachtet die persönliche Beziehung zwischen den beiden Korrespondenten einzuschätzen ist, bleibt unklar. Keinesfalls möge hier vorgetäuscht werden, Schuchardt und Spitzer hätten in voller Harmonie miteinander verkehrt. Die beteiligten Charaktere sind sehr unterschiedlich und wir wissen aus anderen Briefwechseln, daß Schuchardt gerade jüngeren Kollegen gegenüber manchmal ein recht schulmeisterhaftes Verhalten an den Tag legt. Hier können wir es nur errahnen und Spitzers über 15 Jahre nahezu ungebrochener Optimismus aber auch seine Bereitschaft zur Unterordnung tragen vieles ‚zum Gelingen‘ bei. Die hier zu lesende Harmonie ist aber sicher nicht nur eine ober-flächliche. Spitzer setzt auf den Romanisten und Sprachwissenschaftler, auf die öffentliche Figur Schuchardts, Schuchardt hält seinerseits, so geht es aus seinen Briefen an Vossler hervor, Spitzer für einen sehr begabten jungen Wissenschaft-

¹⁷ Solchen Zusammenhängen widmete sich in der Spitzer-Rezeption bislang einzig Lorenzo Renzi (1976).

¹⁸ Die Behandlung des *Anderen* in Schuchardts (1923) „Individualismus“-Aufsatz, von dem Spitzer sich angegriffen fühlt (vgl. den Brief vom 24. 2. 1926) bezieht sich als Schuchardts Kritik wohl auf diesen Punkt.

ler.¹⁹ Schuchardt behält aber offenbar einige Reserven, von denen Spitzer weiß und die er diesem in einem dramatischen Brief, allerdings erst relativ kurz vor dessen Tod, geballt als Kränkungen vorwirft. Nicht nur an dieser Stelle bedauert man das systematische Fehlen der Schuchardtschen Gegenbriefe. Insgesamt dürfen diese Differenzen aber nicht überbewertet werden. Fast fühlt man sich an diesem Punkt an ein Vater-Sohn Verhältnis erinnert, und in der Tat mischt sich in die Briefe mit zunehmender Dauer des Verkehrs auch ein Ton der Nähe, der Freundschaft und des Vertrauens. Schuchardt war, so banal das klingt, aber darauf lief ja die Organisation seines gesamten Lebens hinaus, in erster Linie Wissenschaftler und darin gab es, auch mit befreundeten Kollegen wie Spitzer, keinen Kompromiß.

Eine Publikation, die die beiden Namen Schuchardt und Spitzer in der Geschichte der Sprachwissenschaft zusammenhält, ist das sogenannte *Brevier*. Schon der einprägsame klingende Titel zeugt von Spitzers stilistischem Feingefühl: „Hugo Schuchardt Brevier. Ein Vademecum der allgemeinen Sprachwissenschaft. Zusammengestellt und eingeleitet von Leo Spitzer“. Es erscheint im Jahre 1922 zum 80. Geburtstag des Grazer Altmeisters und vereint thematisch geordnet wichtige Schriften aus seinem Gesamtwerk. Das kurzgenannte *Brevier* hat eine Vor- und eine Nachgeschichte. Nur die erste Auflage enthält am Beginn eine Liste der Schweizerischen Unterstützer. Die Idee geht auf den Umstand zurück, daß Schuchardt zeitlebens Festschriften aus prinzipiellen Gründen abgelehnt hat.²⁰ Daher zeigte sich auch niemand besonders motiviert, für ihn eine solche zu unternehmen.²¹ Schuchardt war ein nicht unproblematischer akademischer Lehrer. Das Wissen um diesen Umstand und seine eigenen Schwierigkeiten mit der Situation als Lehrer, Prüfer usw. umzugehen, waren mit Sicherheit auch ein Grund für seinen frühen Wunsch, aus dem aktiven Universitätsdienst auszuscheiden und schon im Alter von 58 Jahren in Pension zu gehen. Jedenfalls hatte er nie eine *Schule* im klassisch akademischen Sinne, wohl aber einige treue Anhänger. Dazu zählte nahezu vollständig die damalige schweizerische Romanistik, die insbesondere das Schuchardtsche Credo, man solle Wort- nicht ohne

¹⁹ Spitzer nimmt auch in allgemein politischen Schriften so manche Gelegenheit wahr, auf seine Beziehung zu Schuchardt hinzuweisen. Inwieweit Schuchardt auch einem nicht-linguistischen Publikum damals bekannt sein konnte, ist heute nicht leicht nachzuvollziehen. Einiges deutet darauf hin, so z.B. der enorme Raum, der ihm etwa anlässlich seines 70. Geburtstags in großen Tageszeitungen wie der Neuen Zürcher eingeräumt wurde.

²⁰ Diese Ablehnung zeigt sich auch darin, daß er selbst zu gesammelten Festschriften für Kollegen nicht beigetragen hat. In seltenen Fällen hat er eine eigene persönliche Festgabe geschrieben und auf eigene Kosten herstellen lassen. Die bekanntesten sind wohl jene für Miklosich aus dem Jahre 1884 (für sie erhielt Schuchardt den Prix Volnay) und die zum Übel aller Bibliophilen im Sonderformat gedruckte für Mussafia aus dem Jahre 1905.

²¹ Es gab unter dem Titel „Miscellanea Linguistica dedicata a Hugo Schuchardt“ ein retrospektiv gesehen doch recht mageres Heft der *Biblioteca dell'Archivum Romanicum* mit 8 Beiträgen.

Sachgeschichte betreiben, sich zu eigen machte.²² Spitzer als einer, der Schuchardt nahe stand und dies bewerkstelligen könnte, wurde beauftragt, die Idee des *Breviers* umzusetzen. Schuchardt war, wie die Briefe zeigen, ab einem gewissen Punkt in das Vorhaben eingeweiht, er schien zwar skeptisch aber durchaus erfreut. Von Schuchardt kamen nach dem Erscheinen und nach der ersten Welle der Freude natürlich Kritiken an den Flüchtigkeitsfehlern und an Details der Zusammenstellung. Zum Glück war die erste Auflage relativ rasch verkauft und man konnte daran gehen, in der zweiten die Fehler zu beheben bzw. die Schuchardtschen Änderungswünsche zu berücksichtigen.²³ Das *Brevier* bleibt aber bis heute jener Gegenstand, den die meisten Sprachwissenschaftler mit der Verbindung der Namen Schuchardt und Spitzer zuerst assoziieren, es war ein Kulminationspunkt in der Beziehung der beiden, aber auch ein Prüfstein. Wie üblich dürfte Schuchardt es nicht einmal gemerkt haben, daß Spitzer im Zusammenhang mit dem *Brevier* zeitweise richtiggehend verletzt war, bis er ihn später darauf sehr direkt hingewiesen hat. Zu diesem Zeitpunkt war Schuchardt aber schon sehr alt und Spitzers Wertschätzung war trotzdem ungebrochen, wenngleich manchmal ein wenig Enttäuschung mitschwingt, die Spitzer aber für sich behält. Das Vorwort zur 2. Auflage, die erschien, als Schuchardt bereits tot war, zeichnet wieder ein vollkommen ungetrübtes Bild.

Schuchardt war ein sogenannter Reichsdeutscher, ein deutsch und national denkender Professor alten Schlags,²⁴ dennoch erkennt er früh die Gefahren des Nationalismus, wie so oft, vielleicht früher bei den Franzosen, Italienern und Engländern, als bei den Deutschen und Österreichern, aber mit aller Schärfe wendet er sich gegen autoritäre Entwicklungen, die er ja nur mehr in Italien miterleben mußte, dort aber mit aller Deutlichkeit anprangerte.

²² Letztlich geht in diesem Sinne die Konzeption des in der Schweiz edierten Italienischen Dialektatlas von Jaberg & Jud (1928-1940) auf diese Methode zurück.

²³ Die Änderungen waren zuerst formale, weil die 1. Auflage doch eine Menge Druckfehler enthielt und kaum eine Figur der Geschichte der Sprachwissenschaft arbeitete mit solcher Akribie und erhob diese Genauigkeit zu einer methodischen Grundforderung wie Schuchardt. Spitzer wußte um diesen Umstand im Vorfeld, umso unerfreulicher waren für ihn die dann vorhandenen Ungenauigkeiten. Schuchardt wünschte für die 2. Auflage aber auch ein anderes Photo im Frontispiz und die Auflage ist auch etwas umfangreicher: Sie enthält auf ungefähr zusätzlichen 100 Seiten einige Artikel sowohl älteren Datums (z.B. Klassiker wie *malifatius*), aber auch Veröffentlichungen jüngerer Datums (etwa den *Individualismus in der Sprachforschung* aus 1925); dazu kommt neben dem Sach- auch ein Personenregister. Diese Änderungen dürften, neben den reinen Korrekturen, allesamt von Schuchardt gewünscht worden sein. In der Tat gilt heute die 2. Auflage als die Standardausgabe des *Breviers*.

²⁴ Cesare Segre (1989) setzt sich sehr kritisch mit dem *nationalistischen* Gedankengut bei Schuchardt auseinander, ja fast, um ihn als einen notwendigen Vordenker späterer Entwicklungen zu präsentieren. Diese Arbeit von Segre überrascht aber in mancher Hinsicht, so wegen schlechter Rezeption deutschsprachiger Texte von Schuchardt und vor allem wegen deren äußerst selektiver und ahistorischer Lektüre.

Und trotz des Traditionalismus gibt es bei Schuchardt einen Modernismus – und um diesen weiß Spitzer bescheid. Und in diesem Spannungsfeld entwickelt sich diese Korrespondenz.

Der politische Spitzer

*Der Bund mit dem Kapital
ziemt einer freien Wissenschaft
so wenig wie der mit dem Militarismus.*
(Spitzer 1919b: 86)

Aus Spitzer einen Klassenkämpfer konstruieren zu wollen, würde fehlschlagen, wiewohl ihm gerade Iordan (1962: 166) eine „mehr oder weniger ‚revolutionäre‘ Einstellung“ attestiert.²⁵ Spitzer war ein zutiefst politisch und moralisch denkender Mensch. Sein Leben war durch Perioden der Umwälzung, wie durch Brüche politischer Umstände gekennzeichnet, und er hat sich der Auseinandersetzung mit ihnen nicht nur nicht verweigert, im Gegenteil, er hat es zeitweise geschafft, diese produktiv in die originelle Weiterentwicklung seiner Wissenschaft mitzunehmen: Die allgemeine und praktische Auseinandersetzung mit dem Krieg und der Kriegsideologie sowie dem Faschismus der folgenden Jahrzehnte hat einerseits zumindest seine sprachpolitischen²⁶ und ideologiekritischen Schriften, und auch seine diskurstheoretischen Studien begründet. Er betätigt sich als Publizist und Volksbildner, als gewählter Standesvertreter, als politisch-wissenschaftlicher Autor, und noch in den amerikanischen Jahren interveniert er zum Beispiel für inhaftierte Kämpfer des Spanischen Bürgerkriegs.

Dieser Zug wird von seinen Biographen nicht wahrgenommen, insbesondere die deutschsprachige Romanistik und Literaturwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg versuchen, ihn – wohl in ihrem eigenen Interesse – seiner politischen Bedeutung zu entkleiden. Dies gipfelt in einer vorwurfsvollen Aussage, Spitzer zeige bei der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten 1933 „kaum eine nennenswerte (zumindest aktuell noch zu rekonstruierende) Reaktion“ (Naguschewski 2002 unter Bezug auf Gumbrecht 2001). Aber gegen diese zynische Abqualifizierung angesichts der Emigration wurde andernorts schon argumentiert (vgl. Hurch 2006), auch weil sie aus mangelnder Kenntnis von Spitzers politischen Aktivitäten resultiert. Zuvor kamen allerdings auch schon andere deutsche

²⁵ Auch bei Iordan unter Anführungszeichen. Iordan war ein Freund Spitzers noch aus Wiener Zeit mit auch engen privaten Beziehungen. So war Iordan Taufpate von Spitzers Sohn Wolfgang. In späteren Jahren war Iorgu Iordan in der Politik aktiv, so auch als Vizepräsident der Rumänischen Volksrepublik.

²⁶ Spitzer verwendet diesen Ausdruck selbst in der Kapiteileinteilung des *Schuchardt Breviers*.

Fachhistoriker zu einer divergierenden Einschätzung (so Maas, pers. Mitt., vgl. auch Hausmann 2000: 297).

Spitzer stammte aus einem wohlhabenden, jüdisch-assimilierten Elternhaus. Durch den Bauboom der Wiener Gründerzeit und der Jahrhundertwende kam sein Vater Wilhelm, Besitzer ausgedehnter Wälder und Sägewerke in Mähren, zu ansehnlichem Reichtum.²⁷ Davon zeugen nicht nur sein Lebensstil und seine großbürgerliche Wiener Wohnung, sondern insbesondere das seinem Sohn hinterlassene Vermögen. In der literarisch-kulturellen Erziehung engagiert sich offenbar die zweite Lebensgefährtin seines Vaters, die Burgschauspielerin Tony Janisch, später Gräfin Arco, recht nachhaltig. Ihr verdankt Spitzer, nach eigenen Aussagen, das manchmal von Biographen (z.B. Malkiel 1961) kritisierte Theatrantentum.²⁸

Die Biographen sind, mit Ausnahme Gumbrecht, allesamt wissenschaftlich orientiert und vermeiden weitgehend Stellungnahmen zur politischen Figur.²⁹ Die Rezeption im angelsächsischen Raum bildet keine Ausnahme. Catano (1988) reduziert Spitzer auf einen schöngeistigen Literaturwissenschaftler, die von der *Modern Language Association of America* in Auftrag gegebene Gesamtbibliographie (Baer & Shenholm 1991) weiß die unvollständig recherchierten linguistischen Schriften in keine sinnvolle Ordnung zu bringen und ignoriert die politischen Schriften vollständig.³⁰

Lediglich in Italien wurde und wird der Versuch unternommen, insbesondere durch Lorenzo Renzi, neben dem literatur- und sprachwissenschaftlichen auch den politischen Spitzer zu etablieren. So veröffentlicht Renzi erst relativ rezent (Renzi 2003) neuerlich eine Übersetzung der Schrift *Die Weisheit der Kriegsgefangenen* und skizziert die Möglichkeit einer politisch-wissenschaftlichen Vermittlung des Autors. Er war bislang der einzige, der in seiner Einleitung zur italienischen Ausgabe der *Kriegsgefangenenbriefe* (Renzi 1976) eine Einordnung Spitzers in den politischen Kontext rund um den Ersten Weltkrieg und das Ende der Monarchie versucht hat. Es liegt dies – zugegebenermaßen – gerade für die Ausgabe der Briefe der *italienischen Kriegsgefangenen in Italien*, dem Land der Reichsitaliener wie der Italiener der k.u.k. Monarchie noch relativ nahe, doch spricht daraus auch der politisch wache und kritische Geist Renzis. Jedenfalls ist die mangelnde Kennt-

²⁷ Im Anschluß an Fritz Schalks (1977) Aufsatz über Spitzer verbreitete sich die von ihm wohl nicht recherchierte aber ausführlich dargelegte Behauptung, dessen Vater Wilhelm Spitzer wäre Kabarettist gewesen, was Leo stark beeinflusst habe. Die Nachhaltigkeit der Wirkung falscher Behauptungen steigt mit der Autorität (besser *potestas*) derer, die sie aufgestellt haben. In allen biographischen Details beziehe ich mich auf Gespräche, die ich mit Spitzers Sohn Wolfgang „Puxi“ im September 2003 in Bronxville, N.Y., geführt habe.

²⁸ Dieser Ausdruck möge das zusammenfassen, was Malkiel im Detail schreibt, bzw. was er in einem Gespräch mit F. R. Hausmann äußert. Letzterer verhalf mir dankenswerterweise zu einer Kopie der Aufnahme dieses Gesprächs aus der Universitätsbibliothek Augsburg.

²⁹ Mit den Ausnahmen Renzi, Maas und Hausmann.

³⁰ Trotz der über das Fehlen der politischen Schriften leider weit hinausgehenden Mängel von Baer & Shenholm (1991) ist dies das einzig benutzbare bibliographische Hilfsmittel.

nisnahme im deutschsprachigen Raum sowohl des politischen Aspekts von Spitzer, wie von der Rezeption durch Renzi, nicht gerechtfertigt.

Italien nimmt für Spitzer in verschiedener Hinsicht eine privilegierte Rolle ein. Nicht nur wird es für ihn in den letzten Lebensjahren zum eigentlichen Bezugspunkt in Europa,³¹ Italien ist als romanisches Literaturland zeitlebens ein natürlicher Gegenstand für Spitzers Forschungen, aber insbesondere sind es die Umstände und Konsequenzen des Ersten Weltkriegs, die die besondere „Nähe“ zu diesem Land herstellen. Spitzer arbeitet während des Weltkriegs als Zensor für italienische Kriegsgefangene und direkt bzw. indirekt gehen aus dieser Tätigkeit drei voluminöse Monographien hervor: *Die italienischen Kriegsgefangenenbriefe* (Spitzer 1921a), *Die Umschreibungen des Begriffes ‚Hunger‘* (Spitzer 1920), und die *Italienische Umgangssprache* (Spitzer 1922); und zumindest die ersten beiden dieser Schriften besitzen auch eine politische Lesart.

Das vorliegende epistolarische Gespräch mit Schuchardt ist ein nachdrücklicher Beweis für Spitzers politisches Denken. Es belegt ganz deutlich seine strikte Gegnerschaft zum 1. Weltkrieg von Anbeginn an, eine Position, die im Wien der ersten Kriegsjahre ja bekanntlich nichteinmal von allen Intellektuellen geteilt wurde. Spitzer hält während des Kriegs an verschiedenen Wiener Volkshochschulen (vor allem im Volksheim Ottakring und in der Urania) Kurse zum Thema Politik und Sprache: *Sprache und Weltgeschehen*, *Krieg und Sprache*, *Der Kampf gegen das Fremdwort*, *Welche ist die beste Sprache?*, *Sprache und Rasse*, *Die soziale Aufgabe der menschlichen Sprache*.³²

Dieses Gespräch belegt aber auch den jüdischen Spitzer in seiner ganzen Heterogenität. Spitzer stammt aus jüdischer Familie, aber schon die Generation seines Vaters war nicht mehr strenggläubig,³³ dieser besuchte zwar noch unregelmäßig die Synagoge, allerdings auch mit abnehmender Frequenz. Spitzer erlebte die verschiedenen Facetten seines jüdisch-österreichischen Alltags in voller Bewußtheit, ohne jede Verleugnung. Der christlich-abendländische kulturelle Hintergrund prägte ihn von Kindheit an, er heiratete eine polnisch-deutsche Protestantin aus Breslau, er ließ seinen Sohn Wolfgang taufen. Spitzer war sich der kulturellen Vielschichtigkeit seiner eignen Identität, von der in verschiedenen Phasen seines Lebens, bedingt unter anderem durch äußere politische Einflüsse, unterschiedliche Aspekte im Vordergrund standen, sehr bewußt. Und auch in diesem Sinne war er ein Kind der k.u.k. Monarchie, und natürlich auch ihrer nicht wenigen Schattenseiten, wie des – jedenfalls akademisch stark vorherrschenden – Antisemitismus. Er war und blieb ein österreichisch-jüdischer Intellektueller, der

³¹ Dieser Umstand wird in der deutschsprachigen Romanistik ignoriert, sie befaßt sich vorwiegend mit Spitzer in seiner Beziehung zu bzw. Ablehnung von Deutschland.

³² Die Geschichte, er hätte diese Anti-Kriegs-Kurse in Militäruniform gehalten, geht auf Spitzers eigenen Bericht zurück. Das hervorragend geführte Archiv der Wiener Volkshochschulen gibt jedenfalls detailliert Aufschluß über die Vortragstätigkeit Spitzers.

³³ Anderslautende Erzählfragmente weisen eher ins Reich des Anekdotischen.

seine Identität nicht erst 1933 gelernt hat, und der sich zu jeder Zeit seiner politischen Rolle bewußt war.

Spitzer betätigt sich als politischer Publizist und stellt sich selbst in die Nähe der sozialistischen Wiener Arbeiterbewegung. Er veröffentlicht zeitweise regelmäßig in den politischen bzw. kulturpolitischen Periodika *Der Friede* und *Die Wage* sowie auch in der pazifistischen Züricher *Internationalen Rundschau*. Inhaltlich kreisen seine politischen Veröffentlichungen um das Thema „Krieg“ in allen Verbindungen zu Sprache und Ideologie, aber auch zu Tagesthemen wie „Demokratisierung der Universitäten“, der staatlichen und juristischen Institutionen und anderes. Eine dieser Studien, die den sehr breiten Bogen spannt zwischen Ideologiekritik und Sprachtypologie, nämlich eine militante Auseinandersetzung mit den Kriegsaufsätzen des Wegbereiters rechtsextremer Ideologie Houston Stewart Chamberlain (Spitzer 1918), widmet er Hugo Schuchardt.

Der von ihm als „mein bolschewistischer Vortrag“ bezeichnete Aufsatz zur „Demokratisierung der Universitäten“ (1919b) bringt ihn in die Nähe des universitären austromarxistischen Flügels der österreichischen Sozialdemokratie rund um Max Adler (s.u. den Brief vom 8. 2. 1919); bis zu seiner Übersiedlung nach Bonn scheinen sich seine politischen Kontakte zu intensivieren. Ob er allerdings vor seiner Übersiedlung nach Bonn oder auch dort tatsächlich als Dozentenvertreter tätig war, ist nicht zu eruieren. In einigen Briefen dieser Jahre übermittelt er Schuchardt seine eigenen Schriften politischen Inhalts, allerdings mit der Bitte, diese in Fachkreisen nicht publik zu machen,³⁴ so seine Mitarbeit an der *Internationalen Rundschau* und an *Die Wage*. Letzteres bezeichnet er selbst als ein „Wagnis“ (Brief vom 12. Feber 1919).

In wissenschaftlicher Hinsicht gibt es noch einen bereits kurz erwähnten Aspekt, der ein paar Anmerkungen verdient. In jenen Jahren des Ersten Weltkriegs und danach verspürten die sprachreinigenden Tendenzen in vielen Kreisen starken Rückenwind, und sie fanden sich in allen Parteien, in allen Geistesrichtungen. Von Karl Kraus gibt es zahlreiche Glossen zum Thema, ja auch in manchen Passagen der *Letzten Tage der Menschheit* kommt der Sprachpurismus unter die polemische Feder. Gerade die Romanistik stand an vorderster Front dieser Auseinandersetzung, weil die unmittelbaren Kriegsgegner Frankreich und Italien zentral den Gegenstand des wissenschaftlichen Faches konstituieren und – etwa im Gegensatz zur Slawistik, den slawischen Völkern und Sprachen – in Wien ja auch höheres kulturelles Prestige besitzen: In der Tat war in diesen Jahren der Kontakt deutscher und österreichischer Wissenschaftler mit den romanischen Stammländern ernsthaft infrage gestellt. Wie schwierig heute noch eine Einschätzung dieser Situation ist, zeigt überraschenderweise Segre (1989), der nach wie vor aufgrund einer grob unvollständigen Lektüre Schuchardtscher Texte der Zeit zu einer allzu vereinfachten Beurteilung von großdeutschem Denken im

³⁴ Dieser Wunsch ist ihm ja bis heute in Erfüllung gegangen.

Zusammenhang mit späteren Entwicklungen kommt.³⁵ Die Zwiespältigkeit von Figuren wie Elise Richter vereinfacht das Bild ebenfalls nicht. Ihr widmet Spitzer ja in „verehrungsvoller Gegnerschaft“ seine Antwortschrift „Fremdwörterhatz und Fremdvölkerhaß“ (Spitzer 1918b), eine Auseinandersetzung nicht nur mit dem „Allgemeinen Deutschen Sprachverein“, sondern mit einer Reihe von Autoren und Publizisten des wissenschaftlichen und öffentlichen Lebens.³⁶

Die *Boche*-Debatte gibt ebenfalls einen kleinen Ausschnitt der ideologiekritischen Sprachwissenschaft. Gerade Elise Richter³⁷ (1919 – auch Schuchardt äußert sich in der Folge zu diesem Thema) versucht mehr die Größe der Deutschen zu beschwören, die, ohne sich provozieren zu lassen, sich der Analyse des Wortes *boche* widmen und dieses vielleicht letztendlich doch mit einem ihrem Wesen entsprechenden Inhalt zu füllen verstehen würden. Spitzers Ironie ist nicht nur in den hier vorliegenden Briefen, sondern auch seinen Veröffentlichungen unüberhörbar (Spitzer 1918b).³⁸

Spitzer war offenbar ein besonders präziser Beobachter von Details des Alltags. Genau diese Fähigkeit unterstützt seine ideologiekritische Arbeit. Diese setzt sich auch über den Zweiten Weltkrieg in den USA fort. In den 40er Jahren kommt er in seinen theoretisch-linguistischen Aufsätzen immer wieder auf Beispiele aus dem Nazideutschland zurück, auf Aussprachedetails Hitlers u.dgl.m.

Trotz der während der Zensurperiode entstandenen umfangreichen Arbeiten, verlangen einige Aspekte weitere Erklärung. Aus Italien kam sehr früh Kritik, Spitzer hätte gegen die Interessen des italienischen Volkes mit der Zensur kooperiert und mit seiner Arbeit die ohnehin schwierige Korrespondenzsituation zwischen Kriegsgefangenen und deren Familien weiter behindert (Foligno 1922). Spitzer war nicht freiwillig bei der Zensur, er versah diesen Dienst anstelle des Frontdienstes, zu dem er offensichtlich ungeeignet war, und er benutzte diesen Dienst in innovativster Weise für den Kampf gegen den Krieg im allgemeinen

³⁵ Eine detailliertere Auseinandersetzung wäre wünschenswert. Der vorliegende Briefwechsel möge einen Teil zur Klärung beitragen.

³⁶ Diese Streitschrift trug Spitzer auch im September 1919 einen antisemitischen Rezensionartikel in *Danzers Armee-Zeitung* ein, durchaus auch ein Indiz für den politischen Charakter der Auseinandersetzung.

³⁷ Elise Richter war selbst Jüdin, die aus völkischen Gründen und als Frau in Wien keine Chance auf ein Ordinariat hatte. Sie kam 1942 im Konzentrationslager Theresienstadt ums Leben.

³⁸ „Die kühle – man könnte fast sagen heitere – Sachlichkeit, mit der die Deutschen über Herkunft und Bedeutung dieses Wortes handeln, ist nicht nur an sich ein schönes Markenzeichen ihrer auch im Kriege nicht erschütterten Gelassenheit und wissenschaftlichen Vorurteilslosigkeit, sondern sie ist wohl auch die beste und für die Franzosen sicherlich beschämendste Antwort auf den Schimpf, den sie uns damit anzutun gedenken. Statt uns davor zu verkriechen oder gar uns getroffen zu fühlen, heben wir das Geschloß auf, zerlegen es und tragen zu seiner Erklärung bei.“ (Richter 1919: 121). Das Verhältnis Richter – Spitzer bedürfte bei Gelegenheit noch einer ausführlicheren Behandlung als die Wiener Romanistik dies bisher in Christmann – Hausmann (1989) geschafft hat.

und gegen den Ersten Weltkrieg im besonderen. Diese Gegendarstellung mit politischer Rechtfertigung publiziert Spitzer (1923, hier p.166) postwendend:

Eine lebendigere und sachlichere Werbung für die Friedensbewegung könnte gar nicht gedacht werden als die schauerliche „Hungersymphonie“. [...] Die wissenschaftliche Ausnutzung der ‚data of a welcome experiment‘ war die einzige Möglichkeit, die tragische Einsicht in die grauenvolle („repulsive“!) Sinnlosigkeit des Kriegsexperiments abzureagieren. [...] habe ich das Bedürfnis empfunden, ein Buch zu schreiben, das den Schrei der Kriegsmenschheit nach *Güte* mit *philologischer* Treue späteren Generationen übermitteln.

Aber noch bedarf es einer genaueren Skizzierung des in diesen Jahren neu beschrittenen wissenschaftlichen Terrains. Es ist nicht nur die von Starobinski beschworene *matérialité*, die Spitzers Arbeiten charakterisiert, ja konstituiert. Spitzer gelingt es vielmehr, mit der Untersuchung der diskurs- und handlungsorientierten Materialisierung von Themen, wie der banalen, für die Kriegsgefangenen jedoch verbotenen Erwähnung des Hungerleidens, um die Familienmitglieder zur Handlung der Sendung von Lebensmitteln zu animieren, einen ganzen Forschungszweig zu eröffnen, der in der Tat erst Jahrzehnte später mit der Bezeichnung *Diskursanalyse* einen Namen und Erfolg bekommen sollte.³⁹ Und diese Diskursanalyse stand – zwar nicht ausschließlich, aber dennoch nicht zufällig – auch auf politischen Beinen.

Spitzer war in der Situation, Sprach- und Ideologiekritik auf verschiedenen Ebenen und in verschiedenen Sprachen und Kulturen zu üben. Und auch hier bot Italien mit dem Irredentismus ein breites Betätigungsfeld. Über eine Arbeit Spitzers liegt uns bislang leider nur eine kurze Beschreibung seines Freundes Paul Kammerer (1919b) vor.⁴⁰ In dessen Aufsatz „Meine Ansichtskartensammlung“⁴¹

³⁹ Interessanterweise hat sich die angewandte Sprachwissenschaft in Österreich bislang der Auseinandersetzung mit der von Spitzer eröffneten wissenschaftlichen Tradition – anders als im Ausland – nicht gestellt. Es ist dies eine Form *doppelter Exilierung*.

⁴⁰ Paul Kammerer und Spitzer verband eine Freundschaft, die auf gemeinsame Schulzeiten zurückging und bis nach dem 1. Weltkrieg hielt. Kammerer war Naturwissenschaftler und versuchte die Vererbungsgesetze zu widerlegen. In den 20er Jahren war sein Ruf als Biologe so umfassend, daß er von der *New York Times* als der neue Darwin gefeiert wurde. In der Sowjetunion wurde ihm eine sogenannte „rote Professur“ angeboten. Der Nachweis der Fälschung eines seiner Experimente brachte ihn öffentlich unter Druck und er nahm sich 1926 unter nicht vollständig geklärten Umständen das Leben. Das methodologische Buch von Kammerer (1919a) *Das Gesetz der Serie*, zu dem Spitzer linguistische Beispiele geliefert hatte, und das letzterer versuchte, Schuchardt nahezubringen, wurde von diesem aber eher reserviert aufgenommen. Mit Kammerer beschäftigt sich auch Köstlers Roman „Der Krötenküßer“.

Während des Weltkriegs war Kammerer der Zensurabteilung zugeordnet, die von Spitzer „geleitet“ wurde und er schrieb ebenso für die Anti-Kriegs-Zeitschriften wie „Der Friede“. Sein Band *Menschheitswende* ist eine Sammlung der von ihm in *Der Friede* veröffentlichten Aufsätze. Ein Kuriosum am Rande, das die Wiener Szene der Zeit illustrieren möge: Paul Kammerer hatte ursprünglich Musik studiert, auch zeitweise für Mahler gearbeitet und

zitiert dieser aus einem Bericht, den Spitzer der Zensurbehörde unter dem Titel „Patriotismus und Irredentismus in Italiens Ansichtskarten“ nebst einem „Album von mehreren hundert kulturhistorisch sehr interessanten Ansichtskarten“ vorgelegt hat.⁴² Spitzer scheint hier einen Weg zu beschreiten, der seine wissenschaftliche Tätigkeit über Jahrzehnte hinaus prägen wird, bis hin zu einem seiner Meisterwerke, der Analyse der Sunkist-Reklame in den späten 40er Jahren (Spitzer 1949). Der Streit, ob es sich dabei um Sprach- oder Literaturwissenschaft handelt, ist kleinlich. Es geht ihm um eine auf materieller Basis stehende Bildsprache, die kongruent ist zur verwendeten Lautsprache, aber auch zu der sie bedingenden und von ihr bedingten politischen Ideologie.

Faßlich ist aber vor allem für jeden Menschen das klare *Gefühl*, die eigene Empfindung. Daher wird die Gefühlssphäre von den Erfindern der Karten ausgenutzt: Liebe und Haß, Grausamkeit und Sentimentalität, Sinnlichkeit und Glaube – wie entfesselte Elementarkräfte schalten sie in diesen rohen Bildern; denn von den Gefühlen kommen zunächst die brutalen Nuancen zum Ausdruck, die allein auf die Volkspsyche wirken können. Mehr denn je wird uns beim Durchblättern unserer Sammlung klar, daß der Krieg im Menschen eher das Tierische als das Edle erweckt hat, und daß ... die Kriegshetze mit dem Triumph der brutalen Instinkte verbunden ist. (Spitzer, Patriotismus und Irredentismus in Italiens Ansichtskarten, zit. nach Kammerer 1919b: 86).

Spitzer versucht in diesen Jahren einen Weg zu betreten, der Erkenntnisse der Psychoanalyse mit der Idealistischen Philologie verbindet,⁴³ allerdings verwehrt er sich auch gegen eine – seiner Meinung nach – allzu platte marxistische Sprachtheorie à la Eugen Lerch (Spitzer 1921b). Auseinandersetzungen wie jene mit Lerch, dessen Arbeiten Spitzer stets sehr kritischer Rezension unterzieht, sind allerdings auch im Lichte der Bewerbungs- und Berufslogik, insofern zwar auch der Wissenschaftslogik, aber eben in bestimmtem Lichte, zu sehen.

Inwiefern Spitzers politische Aktivitäten für seine späteren Entwicklungen relevant waren, bzw. inwiefern sie in seinem Entlassungsverfahren aufgebauscht wurden, ist nicht geklärt. Es ist auch müßig, denn seine jüdische Herkunft war ohnehin Grund genug: in etwas informellerer Art im Wien der Monarchie, in offenerer Weise im Deutschland der Nazis. Spitzer bleibt auch in seiner türkischen Emigration und in den amerikanischen Jahren politisch. Davon zeugen unter anderem Briefwechsel, in denen er nicht nur Interesse am politischen Leben

nach dessen Tod eine jahrelange sehr turbulente und theatralisch endende Beziehung mit Alma Mahler.

⁴¹ *Der Friede* (vom 10. 1. 1919, repr. in Kammerer 1919b: 86-97).

⁴² Es gelang mir bis dato leider nicht, diesen Bericht bzw. die dazugehörige Ansichtskartensammlung im Österreichischen Kriegsarchiv zu lokalisieren. Die in diesem Ausmaß selten anzutreffende Unfreundlichkeit und mangelnde Kooperationsbereitschaft dieser Institution tragen dazu bei.

⁴³ Die in diesem Zusammenhang immer wieder zitierte *Puxi*-Studie (Spitzer 1927) ist nur eine, und mit Sicherheit nicht die gelungenste Episode.

zeigt, sondern in denen er vielmehr klar politisch motivierte Handlungen setzt. Er bricht seinen Kontakt mit Vossler ab, interessanterweise sehr spät, nachdem dieser im falangistischen Spanien das Ehrendoktorat der Universität Madrid angenommen und der Verleihung mit einer von Spitzer in der *Wandlung* kritisierten Rede gedankt hat. Instruktiv ist auch, daß man in verschiedenen vereinzelt Briefwechseln immer wieder zufällig auf Zeugnisse des politischen Spitzer stößt. Die Verbindung mit Julio de Urquijo war, abgesehen von einer kurz intensiveren Phase rund um den Tod von Schuchardt, der mit beiden befreundet war, eher sporadisch. Jedenfalls sind in der Korrespondenz von Spitzer im Nachlaß Urquijo⁴⁴ zwei Briefe⁴⁵ erhalten, in denen Spitzer Urquijo bittet, für seinen ehemaligen Istanbuler Studenten Albert Arsa zu intervenieren, der im Spanischen Bürgerkrieg gegen Franco gekämpft hat und zum Tode verurteilt wurde.⁴⁶

Nicht zuletzt sind die Briefe aus der unmittelbaren Nachkriegszeit an deutsche Institutionen und deutsche Fachkollegen ein Zeugnis politischen Denkens: Die Vermittlung der Unmöglichkeit eines nahtlosen Übergangs, die Konstatierung von Bruchlinien, die Analyse von Menschen im System.

Spitzer redivivus

Wenn man die frenetisch anmutende Publikationstätigkeit Spitzers aus den hier vorliegenden 15 Jahren Revue passieren läßt, so fragt man sich zuerst, woher er die Zeit nahm, all das zu schreiben, die Vielschichtigkeit in dieser Form zu entwickeln und dazu noch die nichtakademischen oder nur am Rande akademischen Aktivitäten zu betreiben, von denen noch die Rede sein wird. Spitzer war ein Kind Wiens des beginnenden Jahrhunderts, er partizipierte an den intellektuellen, kulturellen, sozialen und politischen Umwälzungen und trug dazu in seinem Bereich etwas bei, was in Österreich bis heute nicht wirklich gewürdigt wurde. Schuchardt war jedenfalls zu alt, zu wenig österreichisch, zu konservativ und die Briefe zeigen, daß Spitzer ihm den eigenen Diskurs immer am Rande nahezubringen sucht, den Diskurs der Hauptstadt, der Psychoanalyse, der neuen Wissenschaften, der sozialen Verantwortung und der Umwälzungen; Spitzer unterläßt dies aber dort, wo er die Grenzen des Verständnisses spürt.

Das Bild von Spitzer zeigt viele Facetten, es scheint heterogen und widersprüchlich, bis hin zu den kontroversen, zum Teil ablehnenden Nachrufen und zur Uneinheitlichkeit der Spitzer-Rezeption. Daran ändern die vorliegenden Briefe an Hugo Schuchardt zwar wenig, aber sie tragen umgekehrt dazu bei, in der nach außen dringenden Heterogenität eine Kohärenz erkennen zu lassen, so

⁴⁴ *Fondo Urquijo* im *Koldo Mitxelena Kulturunea* in Donostia – San Sebastián.

⁴⁵ Vom 15. Feber 1939 und vom 23. Jänner 1940 aus Baltimore.

⁴⁶ Urquijo scheint der Bitte Spitzers entsprochen zu haben.

wie sie in der Lage sind, das Bild eines Leo Spitzer zu zeichnen, der trotz und mit aller Bewegtheit und Beweglichkeit einen Weg gegangen und auf diesem in vielem Produkt seiner Zeit war. Einer Zeit, die selbst von Widersprüchen gekennzeichnet war, und die in Spitzer letztlich nicht mehr als einen Kristallisationspunkt gefunden hat. Spitzer umspannt von den Junggrammatikern bis Pasolini ein Jahrhundert. Und es war eine bemerkenswerte Leistung, mit aktiver Partizipation diesen Bogen geschafft zu haben.

Die Rezeption des Spitzerschen Werks ist so unterschiedlich, sie könnte unterschiedlicher nicht sein: Fachwissenschaftler traten ihm mit großer Bewunderung entgegen, ja mit wahren Enthusiasmus, oder aber mit schroffer Ablehnung. Es hat dies oft persönliche Gründe, es mag auch manchmal an Spitzer selbst gelegen haben. Eine interessante Besonderheit liegt aber darin, daß die Spitzer-Rezeption länderspezifisch in allerdings durchaus verständlicher Form recht unterschiedlich verlaufen ist. Ich sehe diese Spezifika zumindest entlang dreier Achsen begründbar: der persönliche Kontakt, der existierende wissenschaftliche Diskurs und die länderspezifische bzw. sprach-, nationalliteratur- und/oder kulturspezifische Veröffentlichungstätigkeit Spitzers.

Um mit Spitzers Heimat Österreich zu beginnen: Hier gab es nie eine wirkliche Rezeption seines Werks. Spitzer ist in Österreich auch in Kreisen der Akademie und des Feuilletonismus ein weitgehend Unbekannter. Die ältere Generation von Sprach- und romanischen Literaturwissenschaftlern hat zwar seine Existenz, sein Werk aber nur sehr am Rande zur Kenntnis genommen. Der Antisemitismus des 20. Jahrhunderts hat somit seinen Zweck erfüllt, die Exilforschung (Feichtinger 2001) zählt ihn, so will man im Positiven annehmen, nicht zu den Österreichern.⁴⁷ Akademisch wurde Spitzer in Österreich nie entlassen, es

⁴⁷ In der Tat scheint Feichtinger (2001) auf ihn über die Listen der *Schweizerischen Notgemeinschaft* zu stoßen. Es ist dies der einzige Kontext, in dem Spitzer vorkommt. Die *Notgemeinschaft* vermittelt jedenfalls Spitzer 1933 nach seiner Entlassung in Bonn als Professor nach Istanbul. Es besteht hier einfach ein Loch in der Forschung: Jene Österreicher, die als Juden schon vor 1938 das Land unter anderem wegen akademischer Aussichtslosigkeit aufgrund des an den Universitäten herrschenden Antisemitismus verlassen haben, scheinen in den späteren Emigrantenlisten nicht mehr auf und werden daher, wie das Beispiel Spitzer zeigt, nicht mehr wahrgenommen. In der Romanistik kommt noch dazu, daß das starke Ikonendenken, verbunden mit ihrem tragischen Schicksal, Elise Richter zum alles überschattenden Naziopfer des Faches macht. Am Beispiel Spitzer sieht man jedenfalls, daß man als Jude in Österreich schon in den ersten beiden Dekaden des 20. Jahrhunderts praktisch keine Chance (mehr?) hatte, ein Ordinariat zu bekommen, in Deutschland dagegen schon. Daß der Antisemitismus an deutschen Hochschulen in jenen Jahren sehr wohl eine drückende Realität war, unterliegt keinem Zweifel (vgl. Maas 1996f., Hausmann 2000) und soll hier nicht relativiert werden, man denke zum Beispiel an die frühen Tagebücher Klemperers und auch der hier veröffentlichte Briefwechsel zeugt davon, doch waren die Verhältnisse in Österreich in diesen Details offenbar noch unerfreulicher.

gibt kein Schreiben, das ihn eines Amtes enthöbe,⁴⁸ sondern ganz einfach: er hat nie eines bekommen und er hatte als Jude nie die Chance, eines zu bekommen. Die diesbezüglichen Mitteilungen waren informeller und atmosphärischer Natur. Spitzer hat sie verstanden und hat, zum Ende der hier dargestellten Periode, „sein“ Land verlassen, um – pikanterweise – als Jude in Deutschland Ende der 20er Jahre noch eine Professur zu bekommen.

Der österreichische romanistisch-literaturwissenschaftliche Diskurs ist stark über Deutschland vermittelt, insofern gelten dafür die noch später für dieses Land anzustellenden Überlegungen. Die Diskursanalyse, die sich in Österreich ja eine starke Position zuschreibt, hat Spitzer bislang ebenfalls aus der Emigration nicht zurückgeholt. Spitzer hat nach seiner Übersiedlung nach Deutschland Anfang der 20er Jahre kaum noch wissenschaftliche Kontakte in Österreich aufrecht erhalten, am intensivsten wohl noch zu Schuchardt, er hat diese aber nach und nach verloren. Die Wohnung in der Wiener Innenstadt hat er aufgegeben, er behielt die Villa Leonstein in Pörschach. Diese war auch während der Bonner, Marburger und Kölner Jahre ein Ort von Begegnung mit Fachkollegen, doch nicht spezifisch österreichisch. Sein Wiener Freundeskreis war um seinen engsten Freund Paul Kammerer, der sich 1926 unter äußerst unerfreulichen Umständen das Leben genommen hatte, ärmer geworden, das Interesse am romanistischen und sprachwissenschaftlichen Kontext der Stadt hat schon mit dem Weggang Meyer-Lübkes, dem er ja schließlich im Anschluß an die Umhabilitierung nach Bonn gefolgt war, stark abgebaut. Als Romanist hatte Spitzer zu österreichischer Literatur auch wenig gearbeitet, die kulturspezifischen und politischen Schriften hatten mit dem Ende des Krieges und der Monarchie ihre Unmittelbarkeit verloren, Österreich war auch auf ein kleines Kernland geschrumpft, anderssprachige Realitäten und Kulturen, die zum Teil bei Spitzer im Zentrum gestanden hatten, gingen damit für das Land verloren. Spitzer hat sich, trotz gelegentlichen Rekurses auf seine Wurzeln, zunehmend nicht mehr aktuell an dieses Land gebunden gefühlt. Er war von Istanbul aus noch in Pörschach und sogar noch ein letztes Mal während seiner schon von Amerika aus unternommenen Europareise im Jahre 1937.⁴⁹ Wie schlecht aber das Verhältnis von Spitzer zu Österreich war, illustriert sein weitgehendes Desinteresse an der Villa in Pörschach, wie an sonstigen Kontakten nach dem Krieg. Er war von Fachkollegen, die wie Schürr bei Spitzers in Pörschach ein und aus gingen, sich dann aber als illegale Nazis entpuppt hatten, von Nachbarn und deren vermeintlicher Rolle bei der Enteignung durch die SS und ähnlichen Begebenheiten sehr enttäuscht.⁵⁰ Ob Spitzer

⁴⁸ Von der formalen Aberkennung seines Doktorates in der Nazizeit abgesehen. Dies war ein konsequenzloser Akt, weil Spitzer zu diesem Zeitpunkt ja schon in Emigration lebte und lehrte.

⁴⁹ Seine Frau und sein Sohn verbrachten während der türkischen Zeit ein ganzes Jahr in Pörschach. Die Ehe war zu dieser Zeit durch Spitzers Beziehung zu Rosemarie Burkart schwer belastet und der Schulbesuch des Sohnes in Klagenfurt ein Grund für den Aufenthalt in Österreich (pers.comm. Wolfgang Spitzer).

⁵⁰ Diese Enttäuschung äußert auch heute sein Sohn Wolfgang Spitzer noch recht offen.

nach dem Krieg überhaupt noch einmal in Österreich war, ist mit Sicherheit nicht auszumachen.

Die nachhaltigste Rezeption erfuhr Spitzer jedenfalls in Italien. Diese ruht auf einer Reihe von soliden Säulen, die zuerst kurz genannt werden mögen:

- die umfangreichen sprachwissenschaftlichen Arbeiten zum Italienischen;
- die Auseinandersetzung mit italienischer Literatur aller Epochen;
- der persönliche Kontakt zu allen Zeiten und auf unterschiedlicher Ebene;
- die aktive und prägende Teilnahme an der literaturwissenschaftlichen Debatte Italiens;
- Spitzers Präsenz auch außerhalb des philologischen Diskurses.

Spitzer ist bis heute feststehender Bestandteil der philologischen Ausbildung an italienischen Universitäten, speziell der Italianistik, aber auch der anderen Philologien, und bis heute Gegenstand feuilletonistischer Diskussion. Man kann diesen Stellenwert wohl erst richtig einschätzen, wenn man sieht, daß auch die Aufarbeitung der italienischen Spitzer-Rezeption selbst Gegenstand von Veröffentlichung namhafter Personen war und ist, in Italien selbst und außerhalb. Hatzfeld, ein ehemaliger Schüler und Mitarbeiter Spitzers in Köln, später wie sein Lehrer selbst Emigrant in den USA, trägt 1958 zur Festschrift anläßlich Spitzers 70. Geburtstag eine kommentierte Bibliographie von vorwiegend in Italien erschienenen Arbeiten zusammen, die sich in direkter oder indirekter Weise mit Spitzerschem Gedankengut speziell zu Stilfragen beschäftigen. Della Terzas (1987) Band beschäftigt sich mit einigen besonderen Aspekten der Diskussion der Emigranten an der Ostküste, speziell aber auch mit der Spitzer-Auerbach Debatte und deren Rezeption; Segre (1998 und 2004) skizziert eine Geschichte des Zustandekommens der italienischen Spitzer-Editionen, speziell jener von Schiaffini bei Laterza besorgten, und trägt damit eine Reihe interessanter Details der persönlichen Kontakte und der Vereinnahmung Spitzers durch die idealistische Schule Croces zusammen. Trotz aller Kritik, auf die ich noch zu sprechen kommen werde, enthält auch schon De Mauro (1956) einen Abriß der italienischen Spitzer-Rezeption.

In Italien scheint es zwei Spitzer-Rezeptionen gegeben zu haben, die recht wenig miteinander zu tun haben, aber Spitzer eignet sich offenbar auch dazu: die literaturwissenschaftliche, angeführt von Croce und dessen Kreis, daneben die sprachwissenschaftliche, die von Renzis italienischer Ausgabe der *Kriegsgefangenenbriefe* ausgeht. Die stärker wissenschafts- und erkenntnistheoretische Besprechung durch De Mauro widmet sich beiden Aspekten, sie fällt aber mehr in die Kategorie einer kritisch-polemischen Auseinandersetzung, als daß sie eine Rezeption im engeren Sinn ermöglicht oder eröffnet hätte. Interessanterweise scheinen auch hier die Querverbindungen nicht sehr stark zu sein. Wie unvergleichbar die Figur Spitzer in Italien im Verhältnis zu Deutschland ist, zeigt zum Beispiel der

Umstand, daß in der Zeitschrift *Belfagor* in den letzten Jahren immerhin eine Handvoll Beiträge von und zu Spitzer erschienen ist, so 2003 und 2004 in drei Folgen die Briefe Spitzers an eine Italienerin, die unter dem Titel „Lettres à une inconnue“⁵¹ in *Belfagor* erschienen, sowie eine Neuveröffentlichung der Übersetzung von Spitzer (1919) durch Lorenzo Renzi.

Ganz entscheidend wurde die Aufnahme Spitzers in Italien von seinen im Rahmen des Ersten Weltkriegs entstandenen Arbeiten geprägt. Die *Kriegsgefangenenbriefe* (Spitzer 1921a) gelten als das erste umfassende Korpus zum umgangssprachlichen Italienisch (Renzi 1976, Vanelli 1976), die *Hungerstudie* (Spitzer 1920) als das Werk, das anhand eines recht außergewöhnlichen Materials eine recht außergewöhnliche Fragestellung verfolgt und damit Spitzers Meisterschaft der Diskursanalyse im großen Stil begründet.⁵² Aber auch andere Geisteswissenschaften fanden späterhin reges Interesse an den *Kriegsgefangenenarbeiten*: von Historikern wurden sie exemplarisch als interessante Quellen und frühe Beispiele von *erlebter Geschichte* eingestuft. Spitzer wurde in Italien in der Sprachwissenschaft weniger als Linguist im engeren Sinne, denn als Philologe rezipiert, obwohl einige seiner Arbeiten in der Folge Linguisten beschäftigt haben. Bemerkenswert ist, daß die Übersetzung *Lettere di prigionieri di guerra italiani* erst 1976 bei Boringhieri erscheint. Offenbar war es für frühere Generationen von Philologen selbstverständlich, das Original auf Deutsch zu lesen, und trotzdem war auch mehr als ein halbes Jahrhundert nach der deutschen Erstausgabe in Italien immer noch das Interesse an einer Edition vorhanden. Eine deutsche Neuauflage erschien jedenfalls nicht, die Ausgabe von 1921 blieb die einzige.

Die Einleitung Renzis zur italienischen Ausgabe der *Kriegsgefangenenbriefe* ist eine der umsichtigsten Arbeiten, die es zu Spitzer gibt. Aus dem Stand eröffnet Renzi hier eine Reihe von Perspektiven, denen sich zu widmen ganz sicher lohnt. Diese verleihen den Kriegsgefangenenarbeiten einen ganz besonderen Status. Allen voran handelt es sich dabei um das älteste systematisierte Korpus zur italienischen Umgangssprache und es nimmt damit in der Beschreibung der Herausbildung des italienischen Standards eine einzigartige Rolle ein, auch wenn diese Spitzer zum Zeitpunkt der Abfassung nicht klar gewesen sein konnte. Letztlich vollzieht sich in diesen Jahrzehnten, für die diese empirischen Daten ein Beleg

⁵¹ Die konstruierte Geschichte der anonymen Veröffentlichung wirkt eher peinlich und geschmacklos, denn es resultiert aus dem Inhalt der Briefe relativ klar, an wen sie gerichtet sind. Es wäre von der Adressatin konsequenter gewesen, die eigenen Gegenbriefe dazuzugeben; diese wären vielleicht in der Lage gewesen, das Bild über sie selbst abzurunden.

⁵² Die Kriegsgefangenenarbeiten (insbesondere Spitzer 1920 und 1921a) wurden nicht immer und überall gleichermaßen positiv verstanden und aufgenommen. Stellvertretend für andere Beispiele wohlwollender Aufnahme mag die einflußreiche Meinung Benedetto Croce genannt werden: in seiner Widmung der „Nuovi saggi sul Goethe“ von 1934 dankt er Spitzer unter anderem wegen der „raccolta che voi, addetto alla censura austriaca di guerra, amorosamente faceste delle lettere di nostri prigionieri, con intelligente simpatia, con artistica ammirazione verso il nostro popolo anche più umile“.

sind, die Herausbildung eines umgangssprachlichen Standards, einer Varietät, die sich in der italienischen Literatursprache bereits seit Jahrhunderten etabliert hatte (Vanelli 1976).

Die *Hunger*-Studie, die auf dem gleichen Material basierte, offeriert zudem noch eine weitere Besonderheit: es geht darin, wie Spitzer (1920: 3) es formuliert, um den Ausdruck des Verbotenen:

Während beim Zustandekommen der Karte *faim* des frz. Sprachatlases die stereotype Frage an die ‚sujets‘ lauten mußte: ‚Wie sagst du für Hunger?‘, war hier dem Sujet die Frage gestellt: ‚Wie sagst du *anders* für Hunger?‘ ‚Wie sagst du, wenn du *nicht* Hunger sagen darfst?‘.

Spitzer selbst stellt eine Verbindung her zwischen dieser empirisch sprachwissenschaftlichen und der literarischen Arbeit, die er mit Hans Sperber unter dem zusammenfassenden Titel *Motiv und Wort* (Sperber & Spitzer 1918) veröffentlicht und zu der Spitzer über *Die groteske Gestaltungs- und Sprachkunst Christian Morgensterns* beigetragen hat: Auch die unzählig variierenden Ausdrucksformen des Hungers sind in einigen wenigen Motiven typisierbar und es geht ihm darum zu zeigen, „wie die paar Leitmotive immer wieder auftauchen, sich der Worte bemächtigen und diese abwandeln, umwandeln, deren neue schaffen“ (Spitzer 1920: 4), also um eine psychologisch-semantisch geleitete Produktivität, ein Faden, der sich durch Spitzers Arbeiten unterschiedlichsten Gegenstands zieht, von der Wortbildung zur Poetik, von der linguistischen Typologie zur Analyse der Sprache des Kriegs, von *Puxi* zu den *Kriegsgefangenen*. Die italienischen Kollegen betrachteten diese Arbeit Spitzers in der Regel als Ausdruck seiner Sympathie für ihr Volk. Jedenfalls schuf er sich damit ein bleibendes Denkmal in Italien. Insgesamt ist die Rezeption des Sprachwissenschaftlers Spitzer in Italien auf diese Arbeiten aus der Kriegszeit beschränkt. Nennenswert umfang- oder einflußreichere Arbeiten von Spitzer zum Italienischen entstehen nicht mehr.

Die persönlichen Beziehungen zu Italien spielten für Spitzer von jeher eine besondere Rolle, vor allem da sich die persönlichen und fachlichen Beziehungen mit Italienern öfter als einmal stark überlappt haben. Es ist letztlich auch kein Zufall, daß Spitzer in Italien gestorben ist, denn er verbrachte in den letzten Jahren immer längere Sommer im Land, teilweise bis zu 3 Monate im Jahr. Seine erste Studienreise geht auf die Zeit nach seiner Dissertation zurück: Spitzer will zu Studienzwecken ein Jahr nach Leipzig gehen, nach einem halben Jahr aber findet er dort nichts Interessantes mehr und beschließt die Studienreise nach Italien. Wir wissen heute aber nicht viel über Kontakte und Aktivitäten während dieses Aufenthaltes. Einer seiner ältesten akademischen Freunde war Hans (Giovanni) Maver, der in Spitzers Leben, auch in den vorliegenden Briefen, des öfteren in Erscheinung trat; dieser wurde erster Professor für Slawistik in Padua, später in Rom und er war es auch, der, trotz offener Sympathie für Mussolini,

Spitzers Frau und Sohn bei den Schwierigkeiten anlässlich der Einschiffung nach Amerika in Italien zur Seite stand.

Systematische Beziehungen zu dortigen Fachkollegen gehen aber zumindest auf die Marburger Zeit zurück, dahin hatte er Benedetto Croce zu einem Vortrag eingeladen,⁵³ und in diesen Jahren beginnt auch bereits der Kontakt zu einem seiner späteren italienischen Herausgeber, zu Alfredo Schiaffini, der selbst dem engeren Umkreis Croces zugehört. Die Verbindung zu Croce sollte sich insgesamt als eine erfreuliche und dauerhafte entpuppen: nicht nur trägt dieser wesentlich zur Rezeption bei, beeinflusst maßgeblich die Auswahl der Schriften in Spitzer (1954), auch das Engagement von Alda und Elena Croce für den italienischen Spitzer war bemerkenswert.⁵⁴ Schon in den *Conversazioni critiche* bespricht Croce im 3. Band (1934) den linguistisch-literarischen Ansatz Spitzers, aber besondere Erwähnung auf menschlich-kollegialer Ebene verdient die exemplarisch solidarische Geste von Croce, Spitzer 1934 sein Buch *Nuovi saggi sul Goethe* mit sehr persönlichen Worten zu widmen. Er spricht in dieser langen Zueignung auch in klarer Formulierung von der Amtsenthebung Spitzers 1933, seiner besonderen Integrität und Zuwendung zum italienischen Volk. Späterhin wirft De Mauro (1956) Spitzer unter anderem vor, daß sich Croce Spitzers Verständnis letztlich immer entzogen habe. An diesem Punkt der Entgegnung reagiert Spitzer (1957: 603) allerdings nur ironisch: „Il De Mauro non sembra essersi domandato: come poteva il Croce vedere una realizzazione delle sue aspirazioni in un filologo che non lo aveva mai capito? Vedo tre spiegazioni sole possibili: o il Croce non capiva se stesso o non mi capiva o il De Mauro non ha capito Croce. Preferisco naturalmente la terza spiegazione [...]“.

Da die Spitzer-Biographen (Hausmann, Maas, Gumbrecht, Catano usw.) akademisch hauptsächlich in Deutschland und den USA beheimatet sind, werden die italienischen Verbindungen und Spitzers Bindung an Italien hierzulande viel zu wenig wahrgenommen: sie entwickeln sich vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg in neuer, intensiverer Qualität, wahrscheinlich auch befördert durch Spitzers Freundschaft mit seiner früheren Dissertantin Angela (Levi) Bianchini. Sie ist eine aus Rom stammende Italienerin, die aufgrund der Rassengesetze Anfang der 40er Jahre das Land verlassen mußte und so nach Baltimore an die Johns Hopkins Universität kam. Dort studierte sie bei Spitzer und schrieb schließlich bei ihm auch ihre Dissertation über *l'ennui* (vgl. Bianchini Fales 1950 und 1952). Bianchini, zwischenzeitlich auch in Amerika verheiratet, verbrachte nach dem Krieg die Jahre bis 1952 vorwiegend zwischen Italien und den USA, bevor sie danach wieder zur Gänze nach Italien rückübersiedelte. Sie war in den 50er Jahren

⁵³ Die besondere Lebhaftigkeit der Marburger Romanistik in Spitzers Zeit wurde, wie auch schon Hausmann (2000) berichtet, u.a. von Gadamer und anderen retrospektiv hervorgehoben.

⁵⁴ Segre (1998) zeichnet im Detail die Entstehungsgeschichte der italienischen Editionen der literaturwissenschaftlichen Ausgaben Spitzers nach, deren Übersetzungen, die Eingriffe Croces und die daraus sich ergebende Wirkung.

intensiv für das Radio und den Printfeuilletonismus tätig, wo sie viel mit Elena Croce zusammengearbeitet hat und verschiedentlich zu Spitzer publizierte. Sie arbeitet(e) auch als Schriftstellerin, die wissenschaftliche Ausbildung verfolgte sie nicht weiter. Sie schrieb eine Reihe von Romanen, deren bekanntester, *Le nostre distanze*, 2001 bei Einaudi neu aufgelegt, von ihren frühen Jahren in Baltimore und ihrer Beziehung zu Spitzer handelt. Zurück in Italien war Angela Bianchini eine wesentliche Drehscheibe für Spitzer. Sie stellte für ihn zahlreiche Kontakte zu italienischen Intellektuellen und Literaten her und verbrachte nahezu jährlich auch einen Teil des Sommers mit Leo und Emma Spitzer in der Pension Villa Elena in Forte dei Marmi, wo Spitzer schließlich starb. Spitzer schrieb auch das Vorwort zu ihrer italienischen Ausgabe der *Romanzi medievali d'amore e d'avventura*. Bianchini dürfte auch an der Verleihung des Premio Feltrinelli an Spitzer beteiligt gewesen sein. Die bereits zitierten *Lettres à une inconnue*, die erst letztes Jahr in *Belfagor* erschienen sind, wie aber auch die in Segre (1998) gedruckte Verlagskorrespondenz geben unter anderem darüber Auskunft, wie Spitzer ins intellektuelle Leben Italiens integriert war. Seine letzten großen Vorträge waren legendäre ‚Events‘ und liegen allesamt gedruckt vor.

Mitnichten entwarf die Spitzer-Rezeption in Italien aber ein immer positives Bild. Allen voran ist ein Aufsatz von Tullio De Mauro aus dem Jahre 1956 zu nennen, auf den Spitzer im darauffolgenden Jahr (1957) selbst noch geantwortet hat. De Mauro skizziert zu Beginn anhand verschiedener Arbeiten die Aufnahme Spitzers im idealistischen Kontext der Literatur- und Geisteswissenschaft Croces und versucht in der Folge die sprachphilosophischen und die italienspezifischen Aspekte von Spitzer zu isolieren und herauszufiltern. Er wirft Spitzer schließlich Oberflächlichkeit, methodische Inkonsistenz, Sprunghaftigkeit, Beliebigkeit, veralteten Romantizismus, Zurückgebliebenheit und mangelndes Verständnis von und für Sprach- wie von Literaturwissenschaft vor. De Mauro argumentiert diese Aspekte anhand von isolierten Zitaten. Ähnlich verfährt er mit dem linguistischen Spitzer: dieser habe letztlich nichteinmal Saussure und dessen *parole*-Begriff verstanden. Natürlich weiß De Mauro, wovon er spricht. Schließlich ist er selbst ausgebildeter Philologe und Sprachwissenschaftler. Und trotzdem ist einem bei der Kritik von De Mauro, auch unabhängig von Spitzers Entgegnung, nicht ganz wohl. Es bleibt jedenfalls der Eindruck, Spitzer wäre in dieser notwendigerweise verkürzten Darstellung nicht Recht widerfahren: Die Zitate sind aus dem jeweiligen Kontext gerissen, die unbelegte Polemik dominiert den wirklichen Diskurs. Es mag richtig sein, daß Spitzer sich nicht oder nur kaum am institutionellen Diskurs über Syntax beteiligt, genausowenig bezüglich der Morphologie oder anderer Teile der Grammatik. Aber es stimmt ebensowenig, wenn De Mauro behauptet, der einzig originär-verdienstvolle Aspekt an Spitzers Arbeit ist der gegen die Junggrammatiker gerichtete Antipositivismus. An anderer Stelle habe ich auch schon festgestellt, daß Spitzers Konzept von Typologie nicht dem damals in der Wissenschaft üblichen entspricht. Und trotzdem transzendiert De Mauros Spitzer-Kritik sein eigenes Forschungsobjekt nicht, im Gegenteil, die Kri-

tik bleibt weit hinter diesem zurück. Den antipositivistischen Kampf gegen die Junggrammatiker setzt Spitzer in den USA in seiner in *Language* ausgetragenen Polemik mit Leonard Bloomfield fort. Die dort breit ausgeführte Kritik an einem antimentalistischen Strukturkonzept scheint De Mauro allerdings nicht gekannt zu haben.

Es soll aber hier in keiner Weise der Eindruck erweckt werden, Spitzer hätte sich nur in Randgebieten bewegt und zur Entwicklung der Kernbereiche nichts beigetragen. Spitzer hat sich zu allen Zeiten seines Lebens zu Fragen der allgemeinen Sprachwissenschaft geäußert und zwar keineswegs nur in der von Tullio De Mauro insinuierten Oberflächlichkeit. Angemerkt sei auch, daß De Mauros Arbeit leider eine große Zahl von editorischen Inkorrektheiten enthält, was die Qualität der Studie leider mindert. Der sehr direkte Ton von De Mauro nimmt manchmal Formen an, die auf eine gewisse Voreingenommenheit schließen lassen.

Die italienische Spitzer-Rezeption hat nicht erst nach seinem Tod stattgefunden, Spitzer hatte zeitlebens wissenschaftliche und persönliche Beziehungen zu Italien und zu italienischen Kollegen, die sich in seinem letzten Lebensjahrzehnt ganz wesentlich intensiviert haben. Die Reihe seiner großen italienischen Studien beginnt mit den aus der Zensortätigkeit im Ersten Weltkrieg resultierenden Arbeiten, die in Italien in recht unterschiedlicher Weise aufgenommen wurden, und endet schließlich erst mit Spitzers Tod. Das Erscheinen des ersten Sammelbandes 1954 (*Critica stilistica e storia del linguaggio*), herausgegeben von Alfredo Schiaffini bei Laterza⁵⁵ und redigiert nach den Vorstellungen von Benedetto Croce, brachte schließlich den Durchbruch auf breiter Ebene: Spitzer wurde in Italien zu einer weit über sein engeres Fach hinaus bekannten Persönlichkeit. Segre (1998: 501) nennt die Rezeption die „straordinaria fortuna di Spitzer in Italia“, Renzi (1976: VIII) schreibt von einem „filologo così conosciuto e addirittura amato in Italia“. Es folgten 1959 bei Einaudi eine Sammlung zur französischen Literatur (*Marcel Proust e altri saggi di letteratura francese moderna*, hg. von Pietro Citati), 1962 die *Cinque saggi di ispanistica* (hg. von G.M. Bertini), 1976 der schon erwähnte von Renzi bearbeitete Band der *Lettere di prigionieri di guerra italiani*, und noch 1985 kommt der von G. Contini betreute Band *Saggi di critica stilistica* bei Sansoni heraus, der eigentlich schon lang vor allen anderen geplant war.⁵⁶

Eine deutsche Spitzer-Rezeption im engeren Sinne hat es nach dem Krieg nicht gegeben. Es wurde auch verabsäumt, die anderssprachige Rezeption zu rezipieren. Spitzers akademische Tätigkeit war bis zu seiner Entlassung 1933 von intensivster und breitester Publikationsaktivität gekennzeichnet, auch hatte er zeitlebens einiges Geschick im Plazieren von Veröffentlichungen und in frühen Jahren auch im Planen von eigenen Sammelbänden. Er war zum Zeitpunkt der

⁵⁵ Sozusagen dem Hausverlag Croces.

⁵⁶ Eine ausführliche Darstellung der Entstehungsgeschichte der Editionen, Übersetzungen sowie der Rezeption insgesamt schreibt Segre 1998.

Entlassung 1933 trotz seiner nichteinmal 50 Jahre mit Sicherheit einer der führenden romanischen Philologen Deutschlands. Aber nach dem Krieg waren es vor allem einige der im Reich verbliebenen Romanisten, die – aus schlechtem Gewissen oder nicht – für Spitzer den roten Teppich ausrollen wollten und die wenigen Gelegenheiten, wo sie es tun konnten, auch genutzt haben. Literaturwissenschaftler vom Typ Hugo Friedrich, Fritz Schalk oder Hans Robert Jaufß waren jedenfalls die einzig treibenden Kräfte der deutschen Nachkriegs-romanistik, die eine Auseinandersetzung mit Spitzers Werk vorangetrieben haben. Insgesamt dominiert allerdings die Figur des Emigranten: Er wird vorwiegend im Kontext (aber eben außerhalb seines eigenen Kontextes) der politischen und daraus resultierenden persönlichen Umstände, der Entlassung, der Auswanderung gesehen und erst langsam kam in den letzten Jahren die Beschäftigung mit den inhaltlichen Traditionen und Neuerungen, die die Entwicklung in und um die Nazizeit charakterisieren, ins Blickfeld (Maas 1996ff. und 2003, Hausmann 2000).⁵⁷

Den Bekanntheitsgrad in Frankreich verdankt Spitzer der Autorität seines Herausgebers und seines Übersetzers. Die Aufenthalte Starobinskis bei Spitzer an der Johns Hopkins University in den 50er Jahren,⁵⁸ leiten die französische Rezeption ein und führen auch dazu, daß Foucault sich mit Spitzer beschäftigt und schließlich Teile der Stilstudien ins Französische übersetzt. Interessanterweise erinnert in Foucaults Methode manches an Spitzer,⁵⁹ und so sehr das Fehlen von Stil und Methode bei Spitzer beklagt wird, so sehr hat gerade Foucault versucht, dieses vermeintliche Manko von ähnlichen Prämissen kommend dadurch zu überwinden, daß er es fruchtbar gemacht hat. Im Foucaultschen Werk gilt eine solche Annahme natürlich primär für die allgemeinen historisch-erkenntnistheoretischen Arbeiten wie *Die Archäologie des Wissens* und *Die Ordnung der Dinge*.⁶⁰ Für Spitzers Methode verwendet Maas den treffend charakterisierenden Ausdruck *rhapsodisch*. Und das Besondere ist, daß sich die Gesamtsicht aus einem recht

⁵⁷ Die Behandlung Spitzers in Christmann (1974) und Aschenberg (1984) fällt für mich nicht wirklich unter Rezeption. M.E. sind dies beides forschungshistorische Arbeiten, die Spitzer im Spannungsfeld der idealistischen Philologie lokalisieren; bei Christmann gibt es auch noch spezifisch eine Darstellung des Disputes zwischen Bloomfield und Spitzer über Positivismus und Mentalismus in der Sprachforschung.

⁵⁸ Auf diesen Umstand wies mich ebenfalls Angela Bianchini hin.

⁵⁹ Ich bin mir vollkommen des provisorischen Charakters der folgenden Behauptungen bewußt. Sie müssen und werden Gegenstand von weiterer Arbeit und Klärung sein.

⁶⁰ Interessanterweise heißt dieses Buch im Französischen „Les mots et les choses“, wörtlich übersetzt „Wörter und Sachen“. Foucault war sich des Umstands sehrwohl bewußt, daß dieser Titel in der deutschsprachigen Wissenschaftstradition schon mehr als ½ Jahrhundert Geschichte hatte: immerhin hatte Schuchardt (1912) daraus ein einflußreiches philologisches Forschungsprogramm historisch-anthropologischen Zuschnitts begründet, Meringer gründete eine fast gleichnamige Zeitschrift. Es war Foucault selbst, der daher für die deutsche Übersetzung die wörtliche Übertragung des Titels ausgeschlossen und „Die Ordnung der Dinge“ vorgeschlagen hat (vgl. dazu auch die Anmerkung des Übersetzers in Foucault 1974: 74.). Es muß unter anderem die Beschäftigung mit Spitzer gewesen sein, die Foucault mit dieser Richtung bekannt gemacht hat.

gekonnten Blick auf das Einzelne und dessen Spezifik wie selbstverständlich ableiten läßt. Gelegentlich ist die zugrundeliegende Materialität ein Fehlgriß; das überrascht zwar nicht, die Methode ist aber auch der Weg, der dann selbst das Ziel ist. Diesen Aspekt zu vertiefen, was Foucault aus Spitzer gelernt haben könnte, ist bloß eine der Fragestellungen, die eine bisher ja kaum wahrgenommene Spitzer-Rezeption leisten könnte.

Häufig wurde versucht, Spitzer auf die eine oder andere Seite einer unersprißlichen cisalpinisch-akademischen Konkurrenz zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft zu ziehen. Diese Auseinandersetzung ist ein Nachkriegsprodukt und Spitzer ist das nicht. Wenn sich heute die Frage stellt, und sie ist berechtigt, was Sprach- und Literaturwissenschaft einander im Rahmen von einzelphilologischen Instituten in der Forschung wirklich offerieren, so ist dies herzlich wenig, und der Karren der gemeinsamen Studienpläne, vor die die beiden divergenten Disziplinen gespannt sind, reicht vielleicht für ein oberflächliches Wir-Gefühl, aber nicht mehr für eine wissenschaftlich fundierte Kooperation. Die gemeinsamen Jahrestagungen von akademischen Interessensvertretungen und ein völkisches Verständnis in der Gegenstandsdefinition schaffen bestenfalls ein ideologisches Grundmuster, nicht aber eine gemeinsame wissenschaftliche Fragestellung.

Spitzer war wohl kaum, um den Vorwurf De Mauros noch einmal aufzugreifen, ein Relikt des neunzehnten, sondern gerade ein Vertreter und sogar Promotor des zwanzigsten Jahrhunderts. Davon zeugen nicht zuletzt die vorliegenden Briefe, sondern eben auch zahlreiche Arbeiten und Aktivitäten sprach-, literatur-, kulturwissenschaftlicher, aber auch politischer Ausrichtung. Auch wenn Spitzer einen seiner beruflichen Höhepunkte erst nach dem 2. Weltkrieg in Italien erlebt hat, so ist gerechtigkeithalber – und hier ein Zugeständnis an De Mauro – zu sagen, daß zu diesem Zeitpunkt Spitzers Beiträge schon zu Klassikern geworden waren, daß er nicht mehr zu der Generation gehört hat, die diese Zeit prägend mitgestaltet hat. Das ist die Zeit, in der Sprach- und Literaturwissenschaft als wissenschaftliche und berechtigterweise auch als akademische Disziplinen sich auseinanderentwickelt haben.⁶¹ Spitzer heute der einen oder der anderen Disziplin zuordnen zu wollen, ist müßig: Er hätte es mit Sicherheit abgelehnt, es selbst zu tun. Er ist da und dort rezipiert worden, mit Sicherheit stärker in der Literatur- als in der Kultur- und in der Sprachwissenschaft.

Im Prinzip gehe ich davon aus, daß vieles von dem, was über Spitzer geschrieben worden ist, und das ist enorm viel, stimmt, im Positiven wie im Negativen. Viele Leute, denen Spitzer begegnet ist, hatten offenbar Schwierigkeiten mit seiner Art: Auerbach, Klemperer, Malkiel, um nur einige zu nennen, die dies auch schriftlich niedergelegt haben. Und dennoch findet man ebenso zahlreiche

⁶¹ Lediglich im sogenannten *Alten Fach*, wie es an deutschen Universitäten heißt, oder *Filologia* in Italien, gibt es die Trennung zwischen Literatur- und Sprachwissenschaft nicht. Gerade das sind auch die Fächer, in denen Spitzer bis heute am stärksten präsent ist.

Belege, die gerade jene dort monierten Charakterzüge in ihrer positiven Wirkung als Stärken Spitzers hervorheben. Das Theatrantentum der Selbstinszenierung hat so sein Gegenstück in dem, wie Zeitgenossen berichten, beeindruckend lebhaften Vortragsstil. Das kritisierte Sprunghafte eröffnete andererseits vollkommen neue Wege der Interpretation. Das rhapsodische Wechseln der Fächer und Bezugsgrößen schafft überhaupt erst die Basis für diskontinuierliche Neuansätze wie die Analyse der *Sunkist*-Reklame (Spitzer 1949b). Diese Liste ließe sich fortsetzen. Das Problem ist meines Erachtens weniger, festzulegen, ob Spitzer linguistische Methoden in die Literaturwissenschaft getragen hat, oder umgekehrt, das literarische Kunstwerk zum Gegenstand der linguistischen Analyse gemacht hat. Viele Fachwissenschaftler legen sich hier, im Gegensatz zu dem, was ich beabsichtige, eindeutig fest.⁶² Spitzer hat das eine wie das andere betrieben, und dazu noch, zum Teil beabsichtigt und zum Teil unbeabsichtigt, zu einer Synthese beizutragen gewußt, wie nach ihm niemand mehr und wie es danach vielleicht auch wirklich nicht mehr möglich war – und sogar anachronistisch gewesen wäre.

⁶² Vgl. etwa Iordan (1962) in dem sonst sehr einsichtsreichen Abschnitt über Spitzer. Cf. auch Aschenberg (1984). In gewissem Sinne gilt die Unzuordenbarkeit für weite Bereiche des neuen Idealismus der italienischen Prägung durch Benedetto Croce und in der deutschen durch Karl Vossler (Stempel 2001).

Editorische Vorbemerkungen

Die Briefe Leo Spitzers

Die Originale der hier abgedruckten Briefe Leo Spitzers an Hugo Schuchardt werden allesamt im Nachlaß *Hugo Schuchardt* in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Graz verwahrt.⁶³ Schuchardt war ein seinen Briefpartnern hohen Respekt zollender Korrespondent, der die erhaltenen Schriftstücke peinlich genau gesammelt hat.⁶⁴ Die von Spitzer an Schuchardt gerichtete Korrespondenz ist unter den Nummern 10763 bis 11215 inventarisiert. Dagegen fehlt umgekehrt von den von Schuchardt an Spitzer gerichteten Briefen jede Spur.

Doch zuerst zu den Briefen Spitzers. Bis auf eine handvoll Ausnahmen sind sie handschriftlich verfaßt und in der Regel zufriedenstellend erhalten und gut lesbar. Mit einer Einschränkung: Leo Spitzer ließ sich nach Schuchardts Tod, während seiner Kölner Zeit, die gesamte eigene Korrespondenz schicken und entfernte daraus „chirurgisch“ Textstellen, zum Teile mit Schere, zum Teil ganze Blätter, offenbar um sich in gefährlichen Zeiten vor Verfolgung und Kollegen zu schützen. Die solcherart „behandelten“ Briefe stellte er an die Universitätsbibliothek Graz zurück. Diese Eingriffe schützten Spitzer weder vor Verfolgung noch beeinflussten sie seinen Ruf in der deutschen Fachwelt. Heute ist allerdings zu beklagen, daß wahrscheinlich gerade die unumwundensten Äußerungen über die Kollegenschaft ob dieser „Selbstzensur“ fehlen.

Während meines Besuches bei Wolfgang Spitzer in Bronxville, NY, im September 2003 erklärte dieser sich mit der Veröffentlichung der Briefe seines Vaters einverstanden.

Die Briefstellen Schuchardts

Als letztlich aussichtslos schätze ich umgekehrt die Situation ein, der Gegenbriefe Schuchardts noch habhaft werden zu können; lediglich ein Zufall würde da noch weiterhelfen. Ein handschriftlicher Spitzer-Nachlaß existiert nicht. Seine legendär

⁶³ Unter <http://www.kfunigraz.ac.at/ub/sosa/nachlass/index.html> ist die Nachlaßsammlung der Universitätsbibliothek Graz konsultierbar.

⁶⁴ Im Nachlaß sind an die 13.000 Briefe inventarisiert. Sie wurden von Michaela Wolf geordnet und bibliothekarisch bearbeitet. Das Nachlaßverzeichnis mit einer genauen Briefliste ist veröffentlicht (Wolf 1993). Eine teilweise Aufarbeitung, jedenfalls aber eine vollständige Liste findet sich auch im *Hugo Schuchardt Archiv* (siehe unten).

umfangreiche Privatbibliothek wurde nach seinem Tod von seinem Sohn Wolfgang Spitzer geschlossen an die University of Washington nach Seattle verkauft. Weder dort, noch an der Universität von Leo Spitzers amerikanischem Wirken, der Johns Hopkins University in Baltimore, gibt es einen nennenswerten handschriftlichen Nachlaß Spitzers.⁶⁵ Auch erinnert sein Sohn nicht, handschriftliche Papiere in größerem Umfang nach seines Vaters Tod mit verkauft zu haben. Im Gegenteil, Wolfgang Spitzer vertritt mit Überzeugung die Meinung, sein Vater hätte sämtliche Korrespondenzen unmittelbar nach deren Beantwortung weggeworfen. Ein letztverbliebener Hoffnungsschimmer ist, daß Anne Granville Hatcher, mit der Spitzer in den letzten Jahren seines Lebens in enger Beziehung stand, die auch nach seiner Emeritierung zum Ende des akademischen Jahres 1954/55 offiziell sein Dienstzimmer an der JHU übernahm, damit Spitzer es wie zuvor weiternutzen konnte, in Verehrung des Meisters alle persönlichen Papiere übernommen hat. Doch fehlt seinerseits von einem möglichen Hatcher-Nachlaß, denn sie ist in den 90er Jahren ebenfalls verstorben, jede Spur.

Gegen die Einschätzung Wolfgang Spitzers sprechen einige Argumente, so vor allem die Bedeutung, die der epistolarische Kontakt mit Schuchardt für seinen Vater hatte und die Tatsache, daß dieser im Jahre 1930 offenbar noch die Briefe Schuchardts von Anfang an, das heißt seit dem Jahre 1912, physisch in der Hand hatte, um daraus zu zitieren. Spitzer war berühmt bibliophil und hatte als traditionsbewußter Romanist eine ausreichend enge Beziehung zu handschriftlichen Dokumenten, um es als unwahrscheinlich erscheinen zu lassen, er hätte sich je – ich nehme an, nicht einmal in der Emigration – von den Briefen eines Hugo Schuchardt getrennt.⁶⁶ Dazu kommt die spezielle Bedeutung und Intensität des Austausches. Es ist die bereits erwähnte *matérialité*, nicht nur die Materialität der produzierten Sprachform, auch die Materialität des geschriebenen Blattes, derer sich Spitzer sicher nicht leichtfertig entäußert hat.

Die Stellen der wenigen erhaltenen und hier gedruckten Schuchardtschen Briefstellen sind ein ziemliches Zufallsprodukt. Sie beruhen auf einer Auswahl, die Leo Spitzer getroffen hat. Den „offiziellen“ Nachruf auf Schuchardt in der *Revista Internacional de Estudios Vascos* schreibt anläßlich des Todes 1927 Georges Lacombe (1927), doch drängt Urquijo Spitzer einige Jahre später, sich über Schuchardt schriftlich zu äußern (Urquijo 1930), woraufhin Spitzer den Aufsatz „Hugo Schuchardt als Briefschreiber“ in der *RIEV* veröffentlichte (Spitzer 1930). Dieser Aufsatz Spitzers besteht aus einer kurzen Einleitung und danach aus einer nach inhaltlichen Gesichtspunkten geordneten und mit Datum versehenen Sammlung von kürzeren und längeren Briefzitaten. Diese wurden in der dort vor-

⁶⁵ Ich danke Sue Waterman, Bibliothekarin an der Johns Hopkins University in Baltimore an dieser Stelle herzlich für die außergewöhnliche Freundlichkeit, mit der sie mir bei der letztlich erfolglosen Suche nach einem Spitzer-Nachlaß in Baltimore und auch in Seattle behilflich war.

⁶⁶ Spitzer nahm ja bekanntlich seine immense und systematisch betreute Privatbibliothek sowohl mit in die Türkei, als auch von dort mit nach Baltimore.

liegenden Form hier wiedergegeben und jeweils an den von Spitzer durch seine zeitliche Zuordnung zugewiesenen Platz gesetzt. Öfter als einmal bedauert man bei der Lektüre der Spitzerschen Briefe das Fehlen von Schuchardts Gegenbriefen, insbesondere wenn man mit der zumindest kongenial feinen Feder vertraut ist, die Schuchardt in seinen Briefen, wie auch in seinen Publikationen insgesamt führt.

Zur Wiedergabe der Texte

Die Briefe Spitzers sind hier in genauer Abschrift wiedergegeben, respektieren also die Originale. Dort enthaltene Fehler wurden nur korrigiert, wenn sie als sinn- und lektürestörend eingestuft wurden. Ebenso wurde die Interpunktion beibehalten. Verzichtet wurde auf die Wiedergabe von Anschrift bzw. Ortsangabe aus Platzgründen. Letztere geht, sofern relevant, aus den Briefen hervor. Spitzer schreibt in der Regel Postkarten, zum Teil mit großzügiger Raumaufteilung, zum Teil in allerkleinster Handschrift und minutiös bis in das letzte Eck gefüllt.⁶⁷ In Momenten größerer Muße, insgesamt nicht selten, verfaßt er mehrseitige Briefe auf recht unterschiedlichem Papier und in recht unterschiedlichem Format.

Die bereits erwähnte „Selbstzensur“ hat zur Folge, daß es einige Briefnummern gibt, die trotz größter Anstrengungen nicht zuordenbar waren. Die nicht-datierten Briefe von Spitzer wurden von Michaela Wolf bei der Ordnung des Nachlasses von Schuchardt weitgehend korrekt geordnet.⁶⁸

Jedem einzelnen Brief steht ein Briefkopf voran, der in der ersten Zeile zwei Nummern enthält, eine laufende Nummer, die die angeführten Schriftstücke in der im Druck vorliegenden Ordnung durchnummeriert, und eine Bibliotheksnummer. Letztere ist die Inventarnummer der einzelnen Briefe in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Graz. Die lineare Abfolge der beiden Zahlenreihen weicht insofern voneinander ab, als es sich als notwendig herausstellte, einzelnen Briefen, die keine Datumsangabe besaßen, einen neuen Platz zuzuordnen.

Eine zweite Zeile enthält auf jeden Fall das Datum des Briefes in eckigen Klammern; eine Ortsangabe wird nur gegeben, wenn der Spitzersche Briefkopf diese nicht enthält, man aber aus irgendeinem Hinweis im Brief, dem Poststempel oder einer sonstigen Quelle diese Information rekonstruieren kann. Die graphische Darstellung soll auch sichtbar machen, daß aller Text außerhalb des Briefkopfes von Spitzers Feder stammt.

⁶⁷ Vgl. dazu die Reproduktion einer Postkarte vom 26. 2. 1917 im folgenden Text.

⁶⁸ Man vergegenwärtige sich nochmals die immense Zahl von Briefen im Schuchardtschen Nachlaß. Das Verdienst Wolfs liegt unter anderem in dieser hohen Zahl an erfolgreichen Einordnungen. Mithilfe des digitalisierten Briefinhaltes kommt man heute mit relativ geringerem Aufwand allerdings ein Stück weiter.

Die Form der Schuchardtschen Briefstellen ist letztlich unkontrollierbar. Man muß sich dabei zur Gänze auf die Darstellung verlassen, die sie im Abdruck in der *Revista Internacional de Estudios Vascos* haben. Spitzer hat selbst höhere Ansprüche an orthographische Genauigkeit gehabt, als sie von der *RIEV* in diesem Fall eines deutschsprachigen Textes eingehalten wurden, woraus zu schließen ist, daß er selbst keine Endkorrekturen gelesen hat. Für die vorliegende Edition eröffnet dieser Umstand die Rechtfertigung, korrigierend in die Wiedergabe einzugreifen: Es wurde dies in den Schuchardtschen Briefstellen bei groben Verschreibern und auch getan.

Die Zeichensetzung selbst wurde von beiden Briefpartnern recht frei gehandhabt. Das lag weniger an fehlenden Regeln, als vielmehr an den Individuen. Utz Maas machte mich auf den Aufsatz von Söll (1968) aufmerksam, wo die beiden hier vereinten Sprachforscher (S. 423) *zufällig* in einem Atemzug genannt werden. Es paßt zu gut, um nicht zitiert zu werden:

Raffinierte Interpunktion gibt es schon früher, z.B. bei La Fontaine und Voltaire. Der Universalist unter den Romanisten, Hugo Schuchardt, praktizierte die erkannten Möglichkeiten in seinem eigenen Stil. Leo Spitzer sei als weiteres Beispiel für die Satzzeichensensibilität genannt. Eine Poetik der Interpunktion gibt es freilich ebenso wenig wie eine Grammatik.

Kontext und Danksagungen

Die vorliegende Veröffentlichung gliedert sich – nach der bereits erwähnten Katalogisierung des Nachlasses von Schuchardt durch Wolf zu Beginn der 90er Jahre – in ein größeres Arbeitsvorhaben ein, nämlich den Aufbau eines elektronischen *Hugo Schuchardt Archivs*. Dieses ist erreichbar unter:

<http://schuchardt.uni-graz.at/>

Das Hauptziel dieses Archivs ist es, das Werk Schuchardts kostenfrei elektronisch zugänglich zu machen. Dazu wurde einerseits das Gesamtwerk Schuchardts gescannt, es steht der interessierten Fachöffentlichkeit im Netz zur Verfügung, andererseits sollen die interessanten Korrespondenzen des Nachlasses aufgearbeitet werden. Forschungsgeschichte ist ein Standbein des Grazer Instituts für Sprachwissenschaft, Baskologie ein weiteres. Bei der Beschäftigung mit Schuchardt trifft sich beides.

Mit Michaela Wolf (Universität Graz) führte ich die ersten Gespräche über Schuchardt und Spitzer. Renate Peitler (später Gamse) hat während meines letzten Forschungsfreisemesters eine Erstabschrift der Briefe vorgenommen, die „Professor Hugo Schuchardt'sche Malvinenstiftung“ und das Kulturamt der Stadt Wien haben die Korrekturdurchgänge mitfinanziert, die Drucklegung wurde von der Kulturabteilung der steirischen Landesregierung unterstützt. Joachim Küpper (Freie Universität Berlin) hat im Rahmen des ihm verliehenen Leibniz-Preises die

Kosten für die Arbeit von Niklas Bender (Berlin) übernommen. Letzterer hat eine Erstversion der Befußnotung und des Personenanhangs erstellt, die ich mittlerweile allerdings recht maßgeblich überarbeitet habe. Sue Waterman (Johns Hopkins University, Baltimore) hat in zuvorkommendster Weise nicht nur die eigene Universitätsbibliothek sondern auch jene in Seattle für mich nach Spitzeriana durchsucht. Thomas Csanády (Universitätsbibliothek Graz, Nachlaßabteilung) war in der nur ihm eigenen Freundlichkeit jederzeit zu Hilfe bereit. Annemarie Müllner (Graz) hat mit großer Geduld mehrere Korrekturdurchgänge mit mir gelesen (für die verbliebenen Fehler liegt die Verantwortung dennoch bei mir); darüber hinaus hat sie maßgeblich zur Einrichtung der Abbildungen und insgesamt mit kritischen Anmerkungen zum Gelingen des Bandes beigetragen.

Utz Maas hat mich in dem Editionsvorhaben immer bestärkt und war jederzeit bereit, sein immenses Wissen um die beteiligten Personen, Sachverhalte, wissenschaftlichen Kontexte, sowie um Historie und Sprachwissenschaft in freundschaftlicher Form einzubringen. Von ihm habe ich viel gelernt. Es tut mir immer noch leid, daß die ursprüngliche Idee eines gemeinsamen Vorwortes sich nicht realisieren ließ, was für eine zukünftige Zusammenarbeit zu diesem oder einem anderen Thema nichts präjudizieren möge.

Ihnen allen sei an dieser Stelle gedankt.

Gewidmet sei diese Edition zwei Personen aus dem Leben Leo Spitzers,
die mir in großzügiger und herzlicher Weise
ihr Wissen und ihre Erinnerung zur Verfügung gestellt haben

Wolfgang Puxi Spitzer
und
Angela Bianchini

Im philologischen Vergleichen ist ein stetiges Näherrücken des Fernen
wie ein stetiges Fernerrücken des Nahen inbegriffen –
eine romantische Liebe zum Fern-Nahen. **Amor de lonh**
– die Wortschöpfung des provenzalischen Troubadours –
ist das Motto des Philologen.

Leo Spitzer

Bibliographie

- Aschenberg**, Heidi (1984): *Idealistische Philologie und Textanalyse. Zur Stilistik Leo Spitzers*. Tübingen: Narr.
- Baer**, E. Kristina & Daisy E. Shenholm (1991): *Leo Spitzer on Language & Literature*. New York: Modern Language Association of America.
- Bianchini Fales**, Angela (1950): „S'ennuyer de quelqu'un ou de quelque chose“, in: *Cultura Neolatina* X.2-3: 1-5.
- Bianchini Fales**, Angela (1952): „Le développement du mot *ennui* de la Pléiade jusqu'à Pascal“, in: *Cultura Neolatina* XII.3: 1-14.
- Brettschneider**, Günter (1985): „Towards a history of Basque linguistics: The correspondence between Hugo Schuchardt and Georges Lacombe“, in: *Symbolae Ludovico Mitxelena Septuagenario Oblatae Quas Edidit José L. Melena. Pars altera*. Vitoria: Inst. de Ciencias de la Antigüedad, 1111-1118.
- Catano**, James (1988): *Language, History, Style: Leo Spitzer and the Critical Tradition*. Urbana, Ill.: University Press.
- Christmann**, Hans Helmut (1974): *Idealistische Philologie und moderne Sprachwissenschaft*. München: Fink.
- Christmann**, Hans Helmut & Frank-Rutger Hausmann (Hrsg.) (1989): *Deutsche und österreichische Romanisten als Verfolgte des Nationalsozialismus*. Tübingen: Stauffenburg.
- De Mauro**, Tullio (1956): „Linguaggio, poesia e cultura nel pensiero e nell'opera di Leo Spitzer“, in: *Rassegna di Filosofia* V: 148-172.
- Della Terza**, Dante (1987): *Da Vienna a Baltimora. La diaspora degli intellettuali europei negli Stati Uniti d'America*. Roma: Editori Riuniti (2^a ed. ampliata 2002).
- Feichtinger**, Johannes (2001): *Wissenschaft zwischen den Kulturen: österreichische Hochschullehrer in der Emigration 1933-1945*. Frankfurt/Main: Campus.
- Foligno**, Cesare (1922): [Besprechung von Spitzer 1920], in: *Modern Language Review*, 197ff.
- Foucault**, Michel (1974): *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Gilbert**, G. (Hrsg.) (1980): *Pidgin and Creole Languages: Selected Essays by Hugo Schuchardt*. Cambridge: CUP.
- Gumbrecht**, Hans-Ulrich (2001): *Leo Spitzers Stil* (Schriften und Vorträge des Petrarca-Instituts Köln, N.F., Heft 3). Tübingen: Narr.
- Hausmann**, Frank-Rutger (1993): *„Aus dem Reich der seelischen Hungersnot“. Briefe und Dokumente zur Fachgeschichte der Romanistik im Dritten Reich*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Hausmann**, Frank-Rutger (2000): *„Vom Strudel der Ereignisse verschlungen“. Deutsche Romanistik im „Dritten Reich“* (Analecta Romanica 61). Frankfurt/Main: Vittorio Klostermann.

- Heinimann, Siegfried** (1972): „Hugo Schuchardt an Jakob Jud“, in: *Vox Romanica* 31: 1-23.
- Heinimann, Siegfried** (1992): „Briefe von Jakob Jud an Hugo Schuchardt“, in: *Vox Romanica* 51: 1-39.
- Hurch, Bernhard** (2006): „[[Die Suche nach dem Stil] als Text]. Diskursanalytisches zu Gumbrechts Spitzer-Buch“, in: *Romanische Forschungen* 118.3.
- Hurch, Bernhard & Maria Jose Kerejeta** (Hrsg.) (1997): *Hugo Schuchardt – Julio de Urquijo: Correspondencia (1906-1927). Anejos del Anuario del Seminario de Filología Vasca 'Julio de Urquijo' XLI*. Bilbao/Donostia: EHU-UPV/Gipuzkoako Foru Aldundia – Disputación Foral de Guipuzcoa.
- Jordan, Iorgu** (1962): *Einführung in die Geschichte und Methoden der romanischen Sprachwissenschaft*. Berlin: Akademie Verlag.
- Jaberg, Karl & Jakob Jud** (1928-40): *Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz*. Zofingen: Ringier.
- Jung, Willi** (1989): „Leo Spitzers Brief an den Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Köln (1946)“, in: Christmann & Hausmann (Hrsg.), 79-84.
- Kammerer, Paul** (1919a): *Das Gesetz der Serie. Eine Lehre von den Wiederholungen im Lebens- und im Weltgeschehen*. Stuttgart und Berlin: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Kammerer, Paul** (1919b): *Menschheitswende*. (Zeit- und Streitschriften des ‚Friede‘) Wien: Verlag ‚Der Friede‘.
- Lacombe, Georges** (1927): „Hugo Schuchardt“, in: *Revista Internacional de Estudios Vascos* XVIII: 205-216.
- Maas, Utz** (1988): „Probleme und Traditionen der Diskursanalyse“, in: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 41.6: 717-729.
- Maas, Utz** (1996ff.): *Verfolgung und Auswanderung deutschsprachiger Sprachwissenschaftler 1933-1945*. Osnabrück: secolo Verlag.
- Maas, Utz** (2003): „Entwicklungslinien der Sprachwissenschaft im frühen 20. Jahrhundert im Spiegel von Verfolgung und Vertreibung deutschsprachiger Sprachwissenschaftler nach 1933“, in: Estelmann, Frank, Pierre Krügel & Olaf Müller (Hrsg.): *Traditionen der Entgrenzung*. Frankfurt/Main: Lang, 57-77.
- Malkiel, Yakov** (1961): „Necrology: Leo Spitzer“, in: *Romance Philology* XIV.4: 362-364.
- Markey, T.** (Hrsg.) (1979): *Hugo Schuchardt: The Ethnography of Variation. Selected Writings on Pidgins and Creoles*. Ann Arbor: Karoma.
- Naguschewski, Dirk** (2002): [Besprechung von Gumbrecht 2001], in: *Philologie im Netz* 21: 79-82.
- Renzi, Lorenzo** (1976): „Presentazione“, in: Spitzer (1976), vii-xxxiii.
- Renzi, Lorenzo** (2003): „Postilla“ zur ital. Übers. von Leo Spitzer (1919 [2003]), in: *Belfagor* LVIII: 341-344.
- Richter, Elise** (1919): „Boche“, in: *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* XLV: 121-135.
- Richter, Elise** (1928): „Hugo Schuchardt 1842-1927“, in: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 83/154: 224-258.

- Schalk, Fritz** (1977): „Leo Spitzer (1887-1960) / Romanist“, in: Ingeborg Schnack (Hrsg.): *Marburger Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Marburg: Elwert, 523-535.
- Schuchardt, Hugo** (1884): *Dem Herrn Franz von Miklosich zum 20. Nov. 1883. Slawo-deutsches und Slawo-italienisches*. Graz: Leuschner & Lubensky.
- Schuchardt, Hugo** (1885): *Über die Lautgesetze. Gegen die Junggrammatiker*. Berlin: Oppenheim.
- Schuchardt, Hugo** (1900): *Über die Klassifikation der romanischen Mundarten* [Probe-Vorlesung gehalten zu Leipzig am 30. April 1870]. Graz (Selbstverlag).
- Schuchardt, Hugo** (1905): *An Adolf Mussafia* [Festschrift zum 70. Geburtstag]. Graz: Leuschner & Lubensky.
- Schuchardt, Hugo** (1925): „Der Individualismus in der Sprachforschung“, in: *Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften* 202/4: 1-21.
- Segre, Cesare** (1989): „Fra internazionalismo e nazionalismo: Schuchardt nella prima guerra mondiale“, in: Luperini, Romano (Hrsg.): *Tradizione traduzione società. Saggi per Franco Fortini*. Roma: Editori Riuniti, 299-310.
- Segre, Cesare** (1998): „Critica stilistica e storia del linguaggio nel carteggio Spitzer – Schiaffini“, in: Fido, Franco, Rena A. Syska-Lamparska & Pamela D. Stewart (Hrsg.), *Studies for Dante: Essays in Honor of Dante Della Terza*. Fiesole: Cadmo, 501-510.
- Segre, Cesare** (2004): „Introduzione“, in: Spitzer (1985) [2004²], vii-xiv.
- Söll, Ludwig** (1968): „Der Doppelpunkt als Stilphänomen und Übersetzungsproblem. Bemerkungen zu *Les Mots* von Jean-Paul Sartre“, in: *Germanisch-romanische Monatsschrift* NF XVIII: 422-431.
- Sperber, Hans & Leo Spitzer** (1918): *Motiv und Wort. Studien zur Literatur- und Sprachpsychologie*. Leipzig: Reisland.
- Spitzer, Leo** (1918a): *Betrachtungen eines Linguisten über Houston Stewart Chamberlains Kriegsaufsätze und die Sprachbewertung im allgemeinen*. Leipzig: Reisland.
- Spitzer, Leo** (1918b): *Fremdwörterhatz und Fremdvolkerhaß. Eine Streitschrift gegen die Sprachreinigung*. Wien: Manz.
- Spitzer, Leo** (1919a): „Die Weisheit der Kriegsgefangenen“, in: *Der Friede*, 2. 2. 1919.
- Spitzer, Leo** (1919b): „Demokratisierung der Universitäten“, in: *Die Wage* XXII.1: 80-86.
- Spitzer, Leo** (1920): *Die Umschreibungen des Begriffes ‚Hunger‘ im Italienische* [Beiheft zur *Zeitschrift für Romanische Philologie* 68]. Halle: Niemeyer.
- Spitzer, Leo** (1921a): *Italienische Kriegsgefangenenbriefe. Materialien zu einer Charakteristik der volkstümlichen italienischen Korrespondenz*. Bonn: Hanstein.
- Spitzer, Leo** (1921b): „Eine Strömung innerhalb der romanischen Sprachwissenschaft“, in: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 75 (141): 111-131.
- Spitzer, Leo** (1922): *Italienische Umgangssprache*. Bonn: Schroeder.
- Spitzer, Leo** (1923): „Abwehr“, in: *Archivum Romanicum* VII: 164-166.
- Spitzer, Leo** (1927): *Puxi. Eine kleine Studie zur Sprache einer Mutter*. München: Hueber.